

set [REIN] zen

Bauliche Implantate in der Gründerzeit

[Gründerzeithäuser, Baulücken, Architektur]



set[REIN]zen

Bauliche Implantate in der Gründerzeit
[Gründerzeithäuser, Baulücken, Architektur]

Robert Kniefacz, Kurt Smetana	5	Reinsetzen – Eine Ausstellung zu Implantaten der Gründerzeit – ein Projekt der MA 19 und der GBstern 16
Erich Raith	6	Die Stärken und Schwächen der gründerzeitlichen Stadt
Die ausgestellten Projekte		
Städtebau Architektur	14	Ökobonus im Blockbau mit Transparenz im Erdgeschoß
	18	Respekt vor Baum
	22	Architektur fügt sich ein
	26	Neuinterpretation des gründerzeitlichen Baublocks
Offene Nutzung Offene Struktur	32	RaumKÜR statt StellplatzPFLICHT
	36	Musik für flexible Grundrisslösungen
	40	Nutzungsoffene Strukturen – nutzungsneutrale Räume
Freiraum Grünraum	46	Viele Höfe – eine Hofgemeinschaft
	48	Strukturelle Durchmischung und öffentliche Zugänglichkeit
	52	Rückbau zur Qualitätssteigerung
	56	Grüne Durchdringung – nach unten offen
	60	Über den Dächern – eine Chance für alle
	64	Jedem sein Balkönchen
Umnutzung Sanierung	70	Industriearchitektur für Kunst
	74	Die „überdachte“ Tankstelle
Initiativen Kommunikation	80	Selbst ist der Gärtner
	84	Die Gemeinschaft mit Ausblick
	88	einfach-mehrfach
Lilli Lička	90	Öffentlicher Frei- und Grünraum in der gründerzeitlichen Stadt
Zu den Diskussionen im Rahmen der Ausstellung		
Diskussionsrunde 1	94	Gründerzeithäuser, Baulücken, Architektur – eine Chance zur Aufwertung eines Baublocks oder gar eines Viertels?
Diskussionsrunde 2	99	Der gründerzeitliche Wiener Baublock – Funktionen und Alternativen
Robert Temel	104	Neue Qualitäten in der Gründerzeit

1914. RAGNARHOF. AT



Der Ragnarhof – Ausstellungsort
Urbane Atmosphäre in Neulerchenfeld

Reinsetzen

Als eine der zentralen Aufgaben der Stadterneuerung in Wien wird die Aufwertung erneuerungsdringlicher Baublöcke (u. a. gekennzeichnet durch hohe Geschoßflächendichte, enge und ungenügend belichtete Innenhöfe, hohen Substandardanteil, hohe Belagsdichte, geringen Freiraumanteil pro Bewohner, hohen Ausländeranteil ...) durch bauliche, soziale und/oder kulturelle Maßnahmen gesehen.

Die Herausforderung, entsprechende Beispiele zu finden, die in Form baulicher Implantate als Impulsgeber für die anrainenden Stadtgebiete und ihrer BewohnerInnen dienen, bildete den Ausgangspunkt für die Initiierung der Ausstellung „Reinsetzen“. Dabei sollte das Spektrum der Projekte von Sanierungen mit Hofentkernungsmaßnahmen und sensiblen Umgängen mit der bestehenden Bausubstanz bis zu Neubauvorhaben, von kulturellen Initiativen bis zu Beiträgen zur Aufwertung des öffentlichen privaten Freiraums und neuer/alternativer Nutzungen der Erdgeschoßzonen reichen.

Die gezeigten Projekte (Implantate) sollten mehrere Aspekte – wie das am Beispiel der „Sargfabrik“ im 14. Bezirk aus dem Jahre 1997 deutlich vermittelt werden konnte – enthalten.

Die Initiatoren der Ausstellung wurden von einem ausgewählten KuratorInnenteam, das sich aus Erich Raith – TU Wien, Stadtplaner und Architekt, Johann Winter – Architekt, BKK3, Fritz Passler – Architekt – Alleswirdgut, Andrea Breitfuss – Raumplanerin – Kontext, GBstern 11 zusammensetzte, unterstützt, um eine entsprechende Auswahl zu treffen.

Von den rund 60 eingelangten realisierten und unrealisierten Vorhaben wurden 17 Projekte ausgewählt. Da keines der Projekte einen umfassenden Lösungsansatz aufweisen konnte, ist man im Rahmen der Beurteilung der Projekte übereingekommen, dass nicht die einzelnen gezeigten Beispiele im Vordergrund stehen sollten, sondern viel mehr die darin enthaltenen Themen, wie Städtebau/Architektur, offene Nutzungen/offene Strukturen, Frei-/Grünräume, Initiativen/Kommunikation.

Die Themen der Ausstellung sind überwiegend direkt oder indirekt entscheidend für die Gesamterscheinung eines Bauprojekts, also für die Architektur und deren Transformation, und stellen somit wesentliche Faktoren für die Integration des Gebäudes in das Bild der Stadt dar.

„Reinsetzen“ ist eine architekturbezogene Ausstellung. Sie weist auf die möglichen Qualitäten in den Ebenen der Stadtplanung hin und lässt Rückschlüsse für das gesamte Netzwerk Stadtplanung – als Visionen von NutzernInnen, Vorgaben für PlanerInnen und Anregungen für InvestorInnen – finden.

* Robert Kniefacz ist Dezernatsleiter in der MA 19, Architektonische Begutachtung,
Kurt Smetana ist Projektleiter der GBstern 16

Die Stärken und Schwächen der gründerzeitlichen Stadt

Schwächen und Stärken

An der gründerzeitlichen Blockrasterstadt wurde und wird zu Recht Vieles kritisiert:

- diese Stadtquartiere sind zu dicht bebaut,
- sie ersticken im motorisierten Verkehr,
- es gibt zu wenig Grünräume und sonstige, für Fußgänger attraktive Freiflächen,
- die traditionelle Nutzungsmischung führt zu vielen Konflikten,
- die Erdgeschoßzonen verarmen in funktioneller Hinsicht („Greißlersterben“, geschlossene Garagen- und Nebenraumfronten etc.),
- die Wohnqualität entspricht oft nicht mehr zeitgemäßen Standards,
- die gründerzeitliche Blockrasterstadt ist stadtgestalterisch monoton,
- etc.

Vergleicht man die gründerzeitliche Stadt mit Stadtmodellen des 20. Jahrhunderts oder auch mit ganz aktuellen städtebaulichen Leitbildern, dann entdeckt man aber auch Qualitäten und Potenziale, die nicht negativ zu bewerten sind:

- die Dichte gewährleistet eine kompakte „Stadt der kurzen Wege“,
- die Stadtquartiere sind „urban“ und können soziale, alltagskulturelle und funktionelle Vielfalt hervorbringen,
- die traditionellen Gebäudestrukturen sind weitgehend nutzungsneutral und daher einerseits robust, andererseits für Veränderungen erstaunlich offen,
- die Blockstruktur gewährleistet klare Raumkonfigurationen und bei genauerer Betrachtung durchaus stadtgestalterisch differenzierte Stadtbilder,
- etc.

Die gründerzeitliche Stadt stellt jedenfalls eine hochwertige urbane „Ressource“ dar, die man intelligent nutzen, offensiv weiterentwickeln und im Sinne zukunftsweisender städtebaulicher Leitbilder schrittweise umbauen sollte. Dabei gilt es einerseits, die Stärken

des Stadtsystems zu aktualisieren und innovativ auszubauen – andererseits, seine Schwächen so gut es geht zu verringern oder zu kompensieren.

Ein kontinuierlicher Aufwertungsprozess der Stadt wird weder durch Strategien forcierter Bewahrung noch durch Strategien forcierten Abbruchs und Neubaus gelingen können. Eher soll man sich dazu bekennen, dass attraktive Städte nie fertig gebaut sind, sondern sich immer erneuern können sollten, ohne dabei die signifikanten Spuren ihrer (Bau-)Geschichte zu verlieren.

Alle Einzelmaßnahmen sollten dabei kritisch daraufhin überprüft werden, ob sie für das übergeordnete Stadtsystem eine positive Rolle spielen können. Im Gefüge komplexer städtebaulicher Zusammenhänge können sich nämlich Maßnahmen, die bei enger Sicht (zum Beispiel mit dem fokussierten Blick auf die Einzelparzelle) gut argumentierbar sind, rasch als problematische Verschlechterungen des Gesamtsystems erweisen.

Kritische Anmerkungen

Wenn z. B. heute ein architektonisch völlig unbedeutendes gründerzeitliches Arbeiterwohnhaus abgebrochen und die entstandene Baulücke durch einen normalen geförderten Wohnbau ersetzt wird, dann gewinnt man in der Regel mehr und bessere Wohnungen, man verliert aber auch wesentliche strukturelle Qualitäten:

- Durch die niedrigere Geschoßhöhe und durch Ausbauten im Dachbereich wird die Anzahl der Geschoße vermehrt. Die ohnehin schon (zu) hohe Dichte wird weiter erhöht.
- Trotzdem werden in der Regel keine zusätzlichen öffentlichen oder halböffentlichen Freiräume geschaffen. Der bestehende Mangel an qualitätsvollen Grün- und Freiräumen wird weiter verschärft.
- Durch die erhöhte Wohnungsanzahl und die Stellplatzverpflichtung werden auch das Aufkom-



* Erich Raith ist Professor am Institut für Städtebau, Landschaftsarchitektur und Entwerfen an der TU Wien, Architekt und Stadtplaner



men an motorisiertem Verkehr und dadurch die Lärm- und Schadstoffbelastungen erhöht.

- Das Erdgeschoß wird unter dem durch die Mechanismen der Wohnbauförderung zusätzlich forcierten Ausnutzungsdruck so niedrig wie möglich ausgebildet. Daher entstehen dort neben der Garagenein- und -ausfahrt nur niedrige Abstellräume. In solchen Erdgeschoßzonen wird nie mehr ein Geschäft, ein Lokal oder ein Gemeinschaftsraum eingerichtet werden können. Der öffentliche Raum vor dem Gebäude wird dadurch auf Dauer funktionell und gestalterisch abgewertet. Das Potenzial für das Entstehen von Urbanität wird hier nachhaltig vernichtet.
- Heutige Wohnbauten weisen in der Regel tragende Primärkonstruktionen auf, die ganz bestimmte, funktionell spezialisierte Wohnungs- und Raumkonzeptionen starr festlegen. Nutzungsänderungen und -anpassungen werden dadurch für die Bestandsdauer des Gebäudes verhindert. Der prozessuale Charakter und damit auch die urbane Vitalität der Stadt werden so grundsätzlich untergraben. Die Veränderungsdynamiken städtischer Gesellschaften werden gebäudetypologisch und konzeptionell ignoriert.
- etc.

Ähnlich könnte man auch die Entwicklungen der öffentlichen Räume analysieren. Auch dort entstehen durch gut gemeinte Einzelmaßnahmen, durch verschiedenartige funktionelle und formale Spezialisierungen problematische Tendenzen, die das Stadtsystem strukturell und damit auf Dauer schwächen.

Diese Ausstellung zeigt Beispiele, die im Sinne eines zukunftsorientierten Stadtumbaus als richtungweisend bewertet werden. Die ausgewählten Beispiele repräsentieren einige – aber leider noch nicht ausreichend viele – thematisch relevante Teilaspekte. Oft bieten sie Ansätze, die zwar in die richtige Richtung weisen, aber nicht konsequent – oder radikal – genug sind, um einen substanziellen städtebaulichen oder gebäudetypologischen Fortschritt gewährleisten zu können.

Die Vielfalt der Exponate und die Anzahl der potenziell ausstellungswürdigen Projekte kann auch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sowohl das Spektrum maßgeblicher Themen, wie vor allem die Quantität der positiven Beispiele, bedeutend größer sein sollten. Hier geht es nämlich nicht um die Zurschaustellung singulärer architektonischer Ausnahmeleistungen, sondern um generelle Fortschrittsaspekte nachhaltiger Stadtentwicklung.

Was fehlt

Kinder sind wahrscheinlich die verlässlichsten Indikatoren. Deshalb steht die Behauptung im Raum: Erst, wenn ein urbaner Lebensraum als kindergerecht bezeichnet werden kann, ist er für alle Bevölkerungsschichten qualitativ hochwertig und mit peripheren Standorten konkurrenzfähig.

Die dichte gründerzeitliche Blockrasterstadt braucht, um diesem Ziel entscheidend näher zu kommen, vor allem von Verkehrsbelastungen befreite öffentliche und halböffentliche Stadträume. Zur Schaffung solcher Räume gibt es wertvolle Ansätze (siehe z. B. die Projekte S. 46, 60 und 80), angesichts der zentralen Bedeutung dieser Frage für die Lebensqualität und Zukunftstauglichkeit der Stadt, sind sie aber nur ein Tropfen auf dem heißen Asphalt der Straßen.

Was dazu fehlt, sind ...

- radikalere Initiativen zur Rückeroberung des öffentlichen Raums gegenüber dem motorisierten Verkehr;
- weiterführende alternative Szenarien zu Fragen der städtischen Mobilität;
- die Schaffung neuer Grün- und Erholungsräume als quartierbezogene Parks (auch temporär und mit kleinen Ausmaßen möglich);
- Maßnahmenprogramme zur Nutzungsintensivierung, Mehrfachnutzung, Vernetzung und Saisonverlängerung bestehender Freiräume;



- Innovationen (wie z. B. visionäre Projekte zur Verdichtung und Vertikalisierung von Freiräumen, die Entwicklung von öffentlichen Indoor-Freiraumangeboten – z. B. in sonst schwer nutzbaren Erdgeschoßzonen, die großräumige Erschließung und Vernetzung von öffentlichen Freiräumen auf der Ebene der Dachlandschaft – quasi eine strukturbildende Vervielfachung des Ansatzes von Projekt S. 60 etc.);
- etc.

Die entwicklungsstrategisch wertvolle Robustheit des gründerzeitlichen Stadtsystems hat auch damit zu tun, dass dieses System neben dem strengen Ordnungsprinzip des Straßenrasters die viel informeller geprägten Zonen der Höfe kennt. In den Höfen kann sich eine variable, pittoreske und chaotische Mischung aus Nutzungs- und Gestaltungsvorstellungen etablieren, ohne dass dadurch das harmonisierte Stadtbild des öffentlichen Raums in Frage gestellt wird (siehe z. B. die Projekte S. 46, 52, 74 und 80). Die bewusst unterschiedliche Interpretation von Straßen- und Hofseite (als Vorder- und Rückseite) fehlt im modernen Wohnbau gewöhnlich. Sie könnte aber als Spannungsfeld zwischen langfristig stabilen und temporär leicht veränderbaren Strukturen, zwischen öffentlich geforderter Gestaltungsdisziplin einerseits und halböffentlicher Gestaltungsfreiheit (Individualisierung durch die Nutzer) andererseits neu interpretiert werden. Das Stadtsystem könnte dadurch wieder an Komplexität gewinnen, da wichtige Prozesse der Selbstregulation und Selbstorganisation des städtischen Lebens weniger architektonische Widerstände überwinden müssten.

Was dazu fehlt, sind ...

- energischere (Eigen-)Initiativen zur Entwicklung der Potenziale der Hofzonen;
- blockübergreifende Konzepte zur Herstellung von mehr Transparenz und gezielter Durchlässigkeit;
- quartiersbezogene Konzepte zu einer funktionellen und thematischen Differenzierung der Höfe;

- mehr Gestaltungsfreiheit für die Nutzer (Deregulierung unter definierten Rahmenbedingungen);
- etc.

Die hier für öffentliche und halböffentliche Freiräume geforderte „strukturelle Offenheit“ stellt auch im Bereich der Bebauungen eine wesentliche Systemkomponente der gründerzeitlichen Stadt dar. Die konstruktive Einfachheit, Modularität und die serielle Anordnung der einzelnen baulichen Elemente führt zu Raumstrukturen, die vielfältige Nutzungen und auch Nutzungsänderungen zulassen, ohne dabei aufwendige Umbaumaßnahmen erforderlich zu machen. Diese „Offenheit“ des Systems gegenüber Nutzungs-, aber auch Lebensstil-spezifischen Veränderungen stellt einen wesentlichen Aspekt der „Nachhaltigkeit“ der Stadt dar und sollte ein wesentlicher Ansatz für zukunftsweisende gebäudetypologische Entwicklungen sein. Im Kontext der gründerzeitlichen Stadt stellt (wie bereits dargestellt) der klassische geförderte Wohnbau keine systemische Verbesserung dar. Innovative Ansätze weisen in die richtige Richtung (siehe dazu die Projekte S. 14, 32, 40, 48 und 56), schaffen mehr Flexibilität im Wohnungsangebot, repräsentieren aber immer noch keine konsequent durchgehaltenen Konzepte zur Herstellung von nutzungs-offenen Stadthäusern.

Was dazu fehlt, sind ...

- Gebäudekonzepte, die konsequent auf Nutzungsoffenheit ausgerichtet sind (nicht nur durch flexible Grundrisse, sondern auch durch größere Raumhöhen, die Arbeitsplätze zulassen, und anpassungsfähige Erschließungssysteme aufweisen);
- Gebäudekonstruktionen, die nicht auf Bestandsdauer unabänderliche Zustände definieren, sondern unvorhersehbaren Entwicklungsprozessen Rechnung tragen können. Die Stadt ist als lebendiger Prozess zu verstehen, der nicht in zu enge und zu starre bauliche Korsette gezwängt werden darf;
- operationelle Randbedingungen, die innerhalb des



Spektrums wohnverträglicher Nutzungen bunte und dynamische Mischungsszenarien zulassen und fördern;

- etc.

Strukturelle Offenheit sollte vor allem die Erdgeschoßzonen von Stadthäusern auszeichnen. Diese Zonen gehen eine unmittelbare Beziehung zu den öffentlichen Räumen ein und bestimmen die Qualität des urbanen Charakters eines Quartiers entscheidend mit. Sie brauchen daher die entsprechenden architektonischen Qualitäten (Großzügigkeit und Nutzungsoffenheit der räumlichen Ressourcen, ausreichende Raumhöhen, kontextuelle Beziehungen zu den öffentlichen Freiräumen, Gestaltqualität etc.). Gerade weil massive Gebäude in der Regel länger Bestand haben als die von den Planern festgelegten Nutzungsszenarien, gilt es hier, funktionelle und räumliche Potenziale gleichsam als Reserven anzulegen, die im Bedarfsfall aktiviert werden können. Die planerischen Konzepte müssen über zeitspezifische Festlegungen hinausgehen.

Was dazu fehlt, sind ...

- Planungsinstrumente (Bestimmungen, Förderungen etc.), die diese für die Stadtentwicklung und Stadterneuerung wesentlichen räumlichen Qualitäten sicherstellen können;
- Planungskonzepte, die Erdgeschoßzonen und öffentliche Freiräume in ihren Zusammenhängen erfassen und gestalten können;
- Anreize, Erdgeschoßzonen durchlässiger zu machen, um dadurch eine reichhaltigere Differenzierung und Individualisierung im Spektrum zwischen öffentlichen, halböffentlichen und privaten Milieus zu fördern;
- innovative Strategien, um Nutzungsdefizite in den Erdgeschoßzonen zu beheben;
- etc.

Zu den latenten Raum- und Nutzungsreserven, die von der gründerzeitlichen Stadt angeboten werden, gehört auch die Dachzone. Sie ist zur Zeit auch unübersehbar einem dynamischen Überformungsprozess

ausgesetzt. Dabei geht es überwiegend um eine Individualisierung und Privatisierung der Dachzone. Nur singuläre Beispiele versuchen die Dachzone für gemeinschaftliche Nutzungen zu aktivieren (siehe dazu Projekt S. 60). Die großen Qualitätspotenziale der „Dachlandschaft“ sollten aber umfassender genutzt werden, um die Defizite in der dicht bebauten Stadt effizienter kompensieren zu können.

Was dazu fehlt, sind ...

- mehr innovative und auch parzellenübergreifende Konzepte im Bereich des Neubaus;
- die Entwicklung eines umfassenden typologischen Programms für die Transformation der Dachzone, um der zunehmenden Fragmentierung des Stadtsystems Alternativen entgegenzusetzen zu können;
- das Leitbild einer komplex vernetzten „Stadt über der Stadt“;
- etc.

Alle hier skizzierten Entwicklungslinien laufen darauf hinaus, die Stadt nicht als starres massives Gebilde, sondern als zentrale Komponente umfassender Lebensprozesse zu sehen. Diese Prozesse brauchen Aspekte der Beharrlichkeit und Robustheit, aber auch Aspekte der Dynamik und Veränderbarkeit, um die Vitalität eines urbanen Lebensraums gewährleisten zu können. Diese Prozesse können nicht nur von oben (von Politikern, Verwaltungen, Experten, Planern etc.) gelenkt werden, sie brauchen vor allem die Initiativen und Energien von unten. Das heißt, sie brauchen auch Freiheiten im Rahmen bestimmter Regeln. Die baulich-räumlichen Strukturen stellen sicher ein stark wirksames Regulativ dar und müssen entsprechend prozessorientiert konzipiert werden. Raumplanung ist in diesem Sinn forciert durch Prozessplanung zu ergänzen. Der Stadtentwicklung ist nicht gedient, wenn zwischen der Erhaltung des Alten und der Schaffung von Neuem ideologische Gräben bestehen. Fortschritt muss überall stattfinden können. Der bauliche Bestand sollte dabei aber als wertvolle urbane Ressource begrif-

fen werden, mit der sensibel, intelligent und zeitgemäß umzugehen ist (siehe dazu die Projekte S. 36 und 48).

Was dazu fehlt, sind ...

- Planungskonzepte und -instrumentarien, die bewusst als Prozessmoderationen und als Prozessdesign angelegt sind;
- ein präzises Prozessmanagement im Spannungsfeld zwischen den Ansprüchen der Robustheit und der Veränderung;
- ein Repertoire an Problemlösungsansätzen, die mit Aspekten des Provisorischen, des Temporären, des Flüchtigen, der Spontaneität etc. operieren;
- organisatorische und rechtliche Voraussetzungen, um Aneignungs- und Selbstorganisationsprozesse zu erleichtern und dadurch zu beschleunigen;
- akzeptierte Gestaltungs- und Interpretationsspielräume in Hinblick auf neue Visionen von Stadt und Urbanität;
- etc.

Die Interpretation der Stadt als Prozess verweist unmittelbar auf das entwicklungsstrategische Leitthema der Nachhaltigkeit. Ziel ist es, eine kontinuierliche Aufwertung und Erneuerung des städtischen Lebensraums zu erreichen. Dazu wird es nicht reichen, den Energie- und Stoffhaushalt möglichst zu optimieren. Die Stadt selbst muss ihren Nutzwert und ihren kulturellen Wert erhalten und möglichst steigern können, um nicht auf der Müllhalde zu landen. Die historischen europäischen Stadtkerne haben eindrucksvoll bewiesen, dass solche positiven Karrieren möglich sind. Jahrtausendealte Städte – wie Wien – sind nicht dem Verschleiß zum Opfer gefallen, sondern bewundertes Weltkulturerbe geworden. In diesem Sinn geht es darum, die Stadt in allen ihren Teilen zeitgemäß und zukunftstaug-



lich weiter zu entwickeln und ständig zu überformen, ohne dabei die signifikanten Spuren und Werte ihrer Geschichte zu vernichten. Dies betrifft alle Aspekte – auch die der Ökologisierung und der Gestaltung. Das Stadtbild war immer ein starkes, sinnstiftendes, identitätsbildendes und narratives Medium. Auch in der heutigen Medienlandschaft hat das Stadtbild nicht an Wirkung verloren. Daher ist auch dieser Aspekt im Wissen um die Traditionen der europäischen Stadt innovativ und verantwortungsvoll weiter zu entwickeln.

**Was dazu fehlt, sind ...
... noch viel mehr vorbildliche Beispiele.**



Stadtrat Rudi Schicker,
Kurt Smetana (GBstern 16),
Robert Kniefacz (MA 19),
Bezirksvorsteher Franz Prokop,
Stadtrat Michael Ludwig



Ausstellungseröffnung im Ragnarhof
11. März 2008



Diskussion im kleinen Rahmen
Planungsdirektor Kurt Puchinger mit
Gregor Puscher (MA 21A)



Herbert Binder im Gespräch
mit Robert Kniefacz (MA 19)

Städtebau
Architektur



Ökobonus im Blockbau mit Transparenz im Erdgeschoß

Vertikalgartenhaus Alxingergasse

Transparent gestaltete, für die Parteien des Hauses zur Verfügung stehende Gemeinschaftseinrichtungen im Erdgeschoß bilden einen wichtigen Übergang zwischen den öffentlichen und den halböffentlichen Bereichen der gründerzeitlichen Stadt. Individuell gestaltbare Loggien ermöglichen einen „vertikalen“ Grünraum, der sowohl für die Mieter als auch für die Bewohner des Viertels positiv wahrgenommen wird.

Geförderter Wohnbau

An der Ecke eines dicht verbauten Gründerzeitblocks in Wien-Favoriten entstand auf annähernd quadratischem Bauplatz ein geförderter Wohnbau mit 17 Einheiten.

Neben gemeinschaftlich nutzbaren Bereichen im lichtdurchfluteten Erdgeschoß, oder im großzügig begrünten Dachgarten – einen Panoramablick über Wien-Favoriten inklusive – besticht der Entwurf vor allem durch seine „Vertikalgärten“. Zweigeschoßige Loggien ermöglichen jedem Mieter seinen privaten Grünraum – direkt vor dem Wohnzimmer.

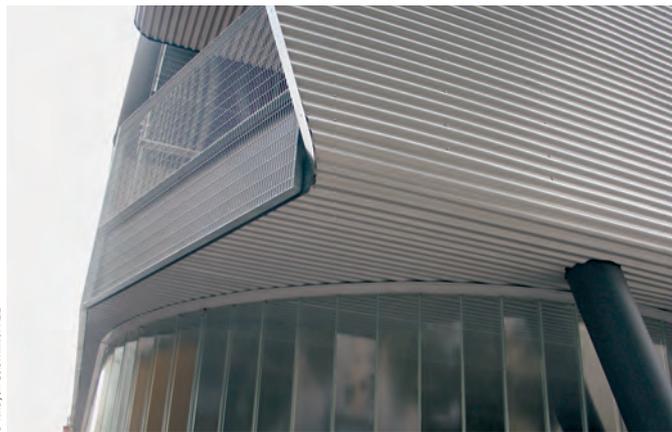
Gemeinschaftsbereiche

Das Erdgeschoß wird bewusst von einer Ladennutzung freigehalten, dafür stehen den Bewohnern hinter einer transluzenten Glaswand großzügige, frei bespielbare Räume zur Verfügung – eine Waschküche, ein Hobby-, Fitness- und Kinderspielraum.

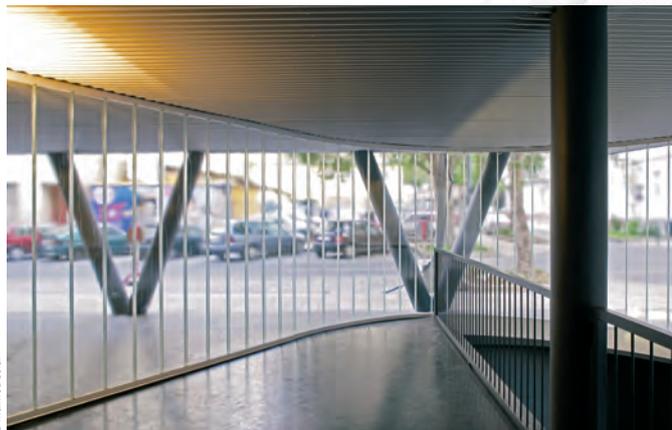
Der Innenhof dient als Spielplatz und Entspannungszone. Durch das Oberlicht entlang der Sitzbank fällt Tageslicht bis in die Gemeinschaftsräume im Keller.

Flexibles Wohnen

Die 17 unterschiedlichen Wohnungen sind vorwiegend zweigeschoßig organisiert und vom Hof zur Straße durchgebunden. Die straßenseitig orientierten, lichtdurchfluteten Wohn- und Schlafbereiche bieten hohe Flexibilität durch offene und individuell teilbare Grundrisse.



© Kinayah Geiswinkler-Aziz



© Manfred Stoll

Ort Alxingergasse 81/Hardtmuthgasse 68,
1100 Wien

Bauherr Neues Leben – Gemeinnützige Bau-,
Wohn- und Siedlungsgenossenschaft

Generalunternehmer
Universale Hochbau Wien

Planung
Geiswinkler & Geiswinkler Architekten –
Kinayah Geiswinkler-Aziz, Markus Geiswinkler

Mitarbeiter
Wolfgang Kralovics, Christoph Stabel,
Robert Sturm, Thomas Wirsing

Nutzäche 1.400 m²

Kosten 1.230 Euro/m²

Fertigstellung 2005

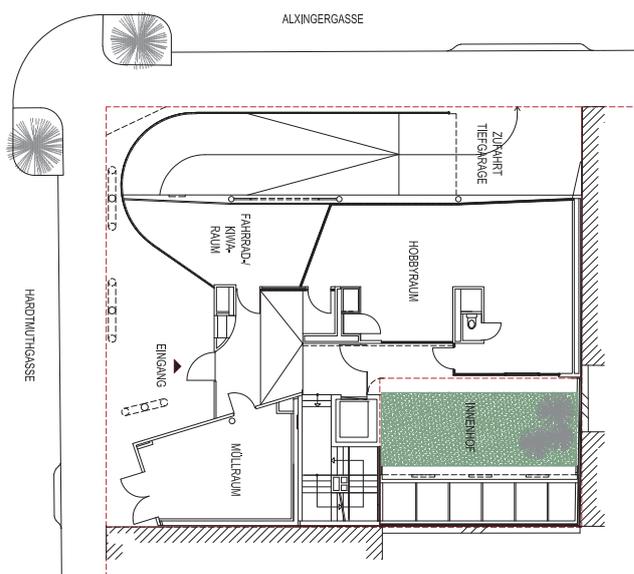
Mit Mitteln der Wohnbauförderung errichtet



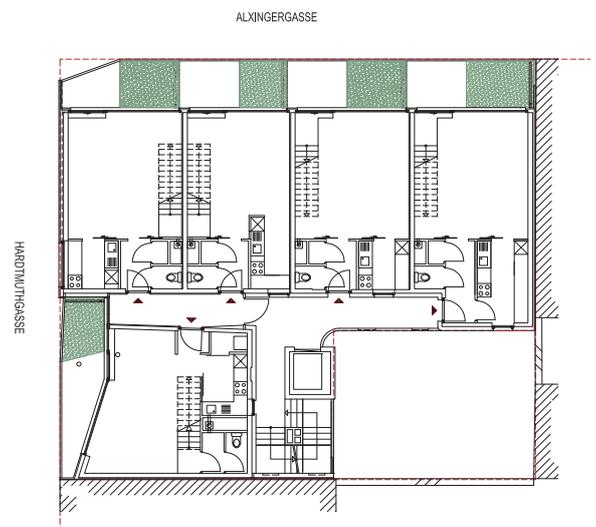
© Knauff Geiswiler Aziz



Foto: © Manfred Seidl



Erdgeschoß



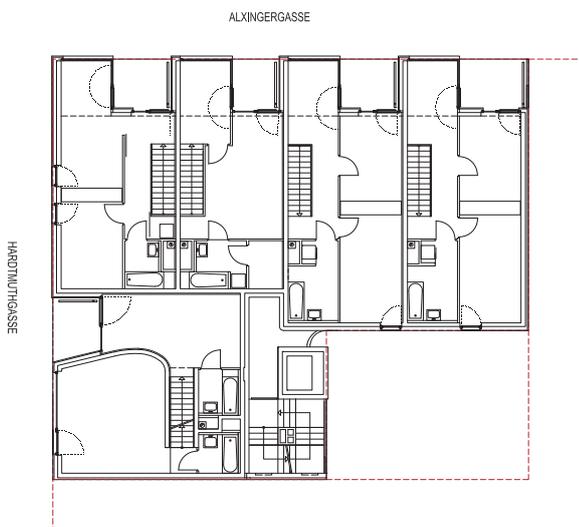
1. Obergeschoß

Ökologie

Die zweigeschoßigen Vertikalgärten der Maisonettewohnungen verfügen über einen überdeckten Sitzplatz, angrenzend eine frei gestaltbare Grünfläche, die mit Rasen, Kräutern und Kleinpflanzen weit mehr bietet als eine einfache Terrasse.

Das integrierte Bewässerungssystem sorgt dafür, dass Regenwasser, das sich im Dachgeschoß sammelt, über ein Rohrsystem kaskadenartig über die Vertikalgärten verteilt wird. An den mit Rankgerüsten versehenen Loggientrennwänden vorbeigeleitet, können über kleine Speier die Pflanzbereiche der einzelnen Loggien natürlich und kostengünstig bewässert werden.

Die geschickte Anordnung der frei gestaltbaren Gärten lässt für jede Wohnung eine eigene, natürliche Klimazone entstehen, die dicht mit den dahinterliegenden Wohn- und Schlafräumen verbunden ist und für eine wohltuende Atmosphäre sorgt.



2. Obergeschoß

Respekt vor Baum

Ein Neubau in Wien-Floridsdorf

Die gestalterische Einbeziehung vorhandener Qualitäten vor Ort stellt eine sensible Bauaufgabe dar, genauso wie die Transformation wichtiger Themen des gründerzeitlichen Verbundsystems: Transparenz des Erdgeschoßes, Zugänglichkeit, Gestaltung von Eckliegenschaften, architektonische Ausprägung, Zuordnung privater Freiräume.

Die Ecke Schliemanngasse/Bentheimstraße ist geprägt durch mächtigen alten Baumbestand sowohl im Straßenraum als auch am Grundstück.

Ausgangspunkt des Entwurfs ist der Erhalt des prachtvollen Kastanienbaums innerhalb der Baufluchtlinie (Stammumfang fast 3 m):

In Abstimmung mit Bezirk und Baupolizei wird der Verlauf der Baufluchtlinie so weit verändert, dass der schützenswerte mächtige Baum erhalten werden kann (Trakttiefe des nord-süd-orientierten Traktes auf ca. 7 m verringert, Bautiefe im Straßenbereich Schliemanngasse von 13 auf 15 m verbreitert, Gebäudehöhe um 1,5 m vergrößert).

Gleichzeitig wird dadurch die Nutzbarkeit des Grundstücks für einen Wohnbau verbessert:

Zwischen Straße und Hof durchgesteckte, zweiseitig belichtete Wohnungen und ein natürlich belichtetes Stiegenhaus werden möglich. Durch die Ausbildung von Erkern wird der Baukörper aufgelöst, tritt plastisch in Erscheinung und strukturiert den Straßenraum. Es entsteht eine Wohnungstypologie mit hauptsächlich durchgesteckten, zweiseitig belichteten Wohnungen, die Wohnungen sind teilweise zweigeschoßig (zweigeschoßige Wohnungen im Erdgeschoß mit Garten zum Hof, durchgesteckte Wohnungen im tiefen Trakt der Bentheimstraße, Dachgeschoßwohnung).

Jede Wohnung verfügt über eine großzügige private Freifläche:

Alle Loggien sind mindestens 2 m tief, ebenso private Gärten und Dachterrassen. Alle Fensteröffnungen der Wohnungen sind raumhoch als französische Fenster mit Blumenbalkon ausgeführt (35 cm Tiefe vor dem Fenster). Der große Hof mit dem Kastanienbaum steht den Bewohnern zur gemeinsamen Benützung und als Kinderspielfläche mit zugeordnetem Kinderspielraum zur Verfügung.

Ort Schliemanngasse 29, 1210 Wien
25 Wohnungen

Bauherr Bauhilfe

Architekten ARTEC Architekten
Bettina Götz, Richard Manahl

MitarbeiterInnen Irene Yerro; Jakub Dalek,
Nina Fessler, Katharina Kothmiller,
Panajota Panotopoulou; Joshua Kunicki,
Kathrin Sauerwein (Modell);
Ivan Zdenkovic (CAD-Visualisierung)

Freiraumplanung Dipl.-Ing. Jakob Fina

Statik K + S Ingenieure

Bauphysik Dipl.-Ing. Martin Tichelmann

Haustechnikplanung BPS Engineering

Planungsbeginn September 2006

Baubewilligung Oktober 2007

Baubeginn Frühjahr 2008

Grundstücksfläche 927 m²

Bebaute Fläche 539 m²

Umbauter Raum 8.620 m³

Bruttogeschoßfläche 3.150 m²

Nutzfläche 2.362 m²

Mit Mitteln der Wohnbauförderung errichtet





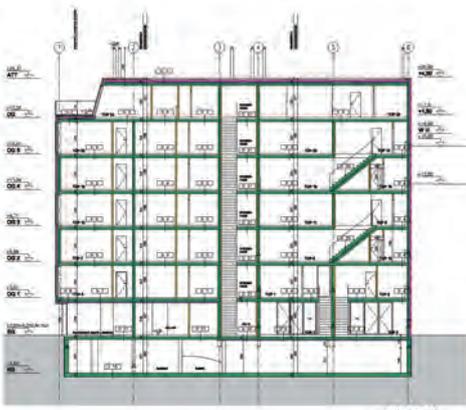
Durch den Erhalt des Kastanienbaums bleibt ein Großteil des Grundstücks auch im Untergeschoß unverbaut.

Der Hofraum steht als Kinderspielfläche mit zugeordnetem Kinderspielraum zur Verfügung.

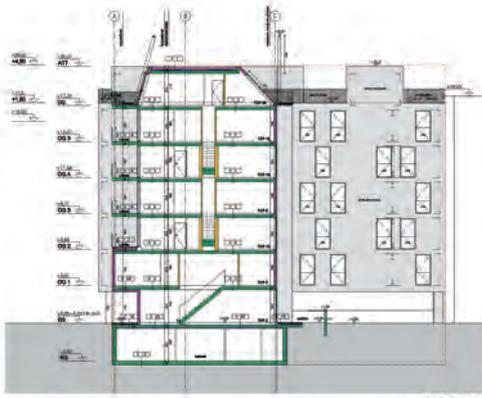
Das Stiegenhaus ist in jedem Geschoß natürlich belichtet und belüftet. Klare thermische Trennung zwischen Wohnungen und Loggien ermöglicht stufenlosen Übergang zwischen diesen Bereichen.

Gleichartige französische Fenster in allen Fassaden minimieren die Gewerkekosten bei gleichzeitiger Erhöhung der Wohnqualität: ein Blumenbalkon für jeden Aufenthaltsraum.

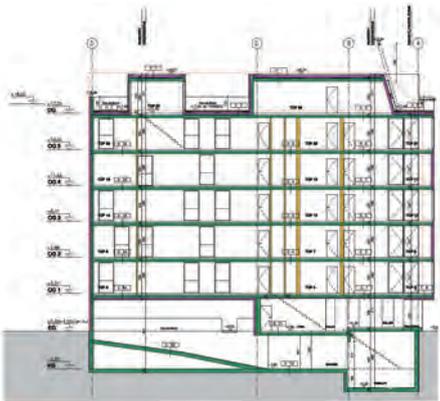




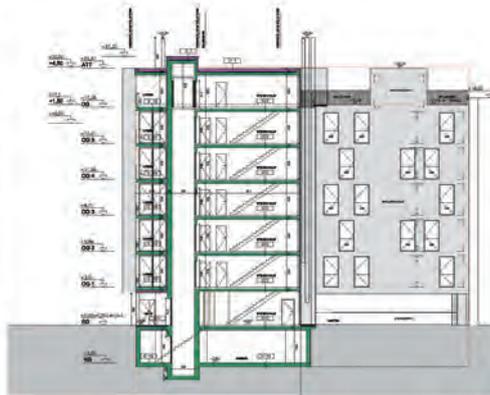
SCHNITT AA



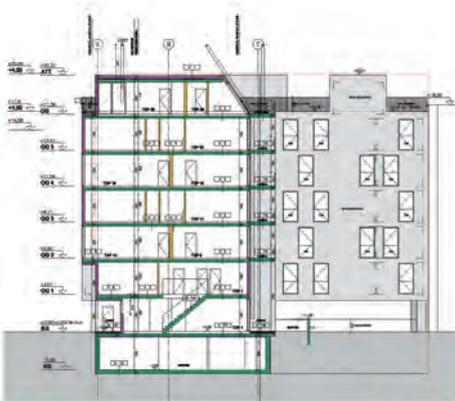
SCHNITT BB



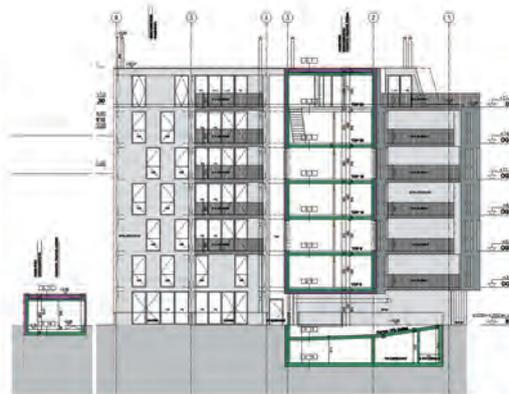
SCHNITT EE



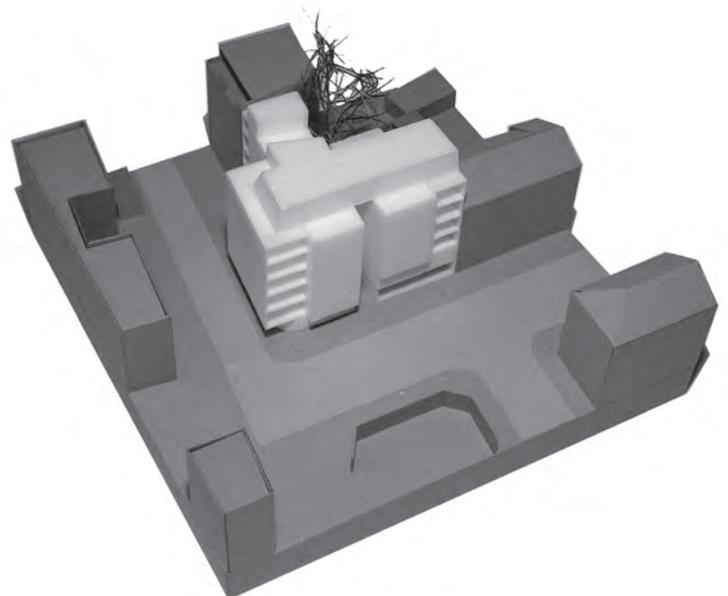
SCHNITT FF



SCHNITT CC
ANSICHT NORD

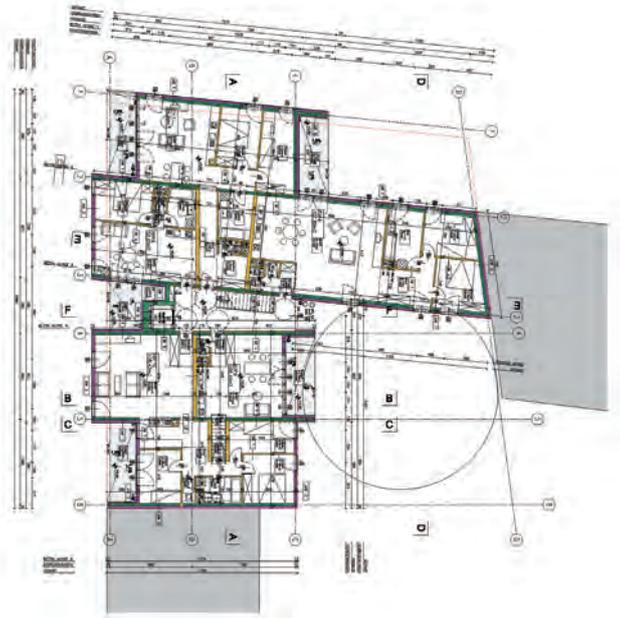


SCHNITT DD
ANSICHT WEST

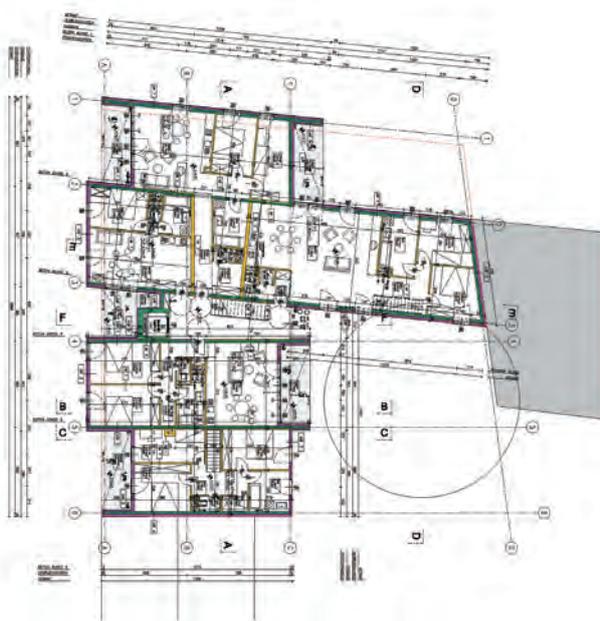




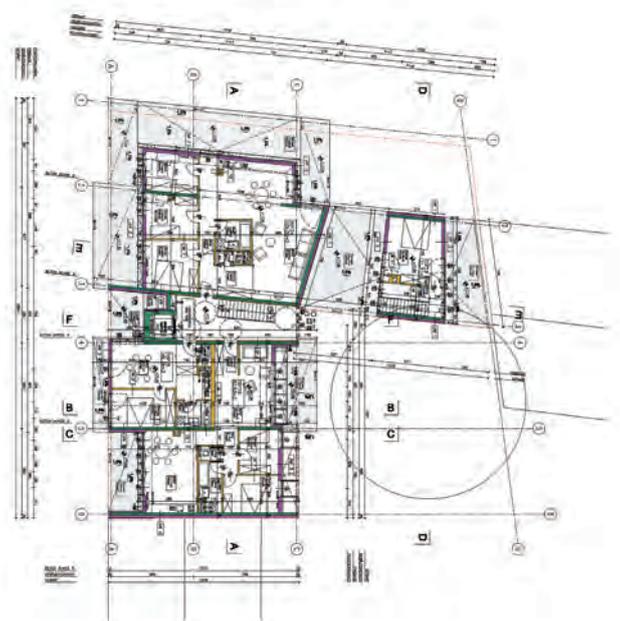
Erdgeschoß



2. Obergeschoß



5. Obergeschoß



Dachgeschoß

Architektur und Reaktion – die bewusste Einpassung in bauliche Ensembles zeugt von hoher Sensibilisierung gegenüber dem Ort, schafft Unverwechselbarkeit und verankert das Projekt

Architektur fügt sich ein

Ein Neubau in der Alxingergasse

Wesentliche Themen des gründerzeitlichen Baublocks werden anschaulich vermittelt:

- verglastes, transparentes Erdgeschoß
- teilweise hohe und flexible Räumlichkeiten
- gestalteter Übergang zweier unterschiedlicher Bauklassen
- prägende Fassadentektonik mit privaten Freiräumen zur Straße

Der dichte gründerzeitliche Blockraster am Wienerberg produziert über große Stadtbereiche ein weitgehend uniformes, zu den Straßenfronten geschlossenes Bebauungsmuster.

Die Lückenbebauung mittig im Baublock zwischen Angeliggasse und Hardtmuthgasse, mit durchgängiger Traufenhöhe der Bauklasse IV auf der gegenüberliegenden Straßenseite in der Alxingergasse, thematisiert den Übergang zwischen Bauklasse IV im (ansteigenden) Süden der Bebauung und der Bauklasse III nach Norden und entwickelt den Baukörper aus diesem Übergang von der höheren südlichen zur niedrigeren nördlichen Bebauung.

Mehr „Luft-Raum“ für die „Straßen-Schlucht“ und zugleich besser orientierte Wohnungen:

Die plastische Abstufung des Gebäudes in seiner Höhenentwicklung erlaubt die Zuordnung von Dachterrassenflächen für Wohnungen bereits ab dem dritten Obergeschoß.

Die „Hanglage“ des Grundstücks wird zugunsten der untersten Wohnungen genützt:

Wohnräume mit Raumhöhen bis 4,5 m und jeweils hofseitigem Garten. Der großen Wohnung im Mezzanin ist ein auch extern nutzbares Büro bzw. die Möglichkeit einer Praxis mit eigenem Zugang zugeordnet.

11 von 14 Wohnungen sind durchgesteckt (ost-west), somit querlüftbar organisiert. Die restlichen drei Wohnungen sind Kleingarçonnièren, die zum Hof orientiert sind. Die tragende Struktur ist ein Stahlbetonskelett mit Aussteifungswänden im Kernbereich. Die gesamte Gebäudehülle mit Ausnahme der Brandmauern wird von einer hinterlüfteten Leichtwand gebildet (Stahlkassette mit Wärmedämmung, hinterlüftete beschichtete Platten).





Fotos © Margherita Splutini



Ort Alxingergasse 78, 1100 Wien
Bauherr GPA WBV
Architekten ARTEC Architekten – Bettina Götz, Richard Manahl
MitarbeiterInnen Ronald Mikolics; Maria Kirchwegger, Marie-Theres Holler, Michael Werner; Ivan Zdenkovic (CAD-Visualisierung)
Statik, Bauphysik FCP
Haustechnikplanung Euro-Tec
Generalplanung FCP

Planungsbeginn August 2002
Baubeginn September 2003
Fertigstellung Oktober 2004
Grundstücksfläche 333 m²
Bebaute Fläche 228 m²
Umbauter Raum 5.100 m³
Bruttogeschoßfläche 1.562 m²
Nutzfläche 1.039 m²
Baukosten 1.415.160 Euro (1.362 Euro/m² Nutzfläche, 277 Euro/m³ Rauminhalt)
 Mit Mitteln der Wohnbauförderung errichtet



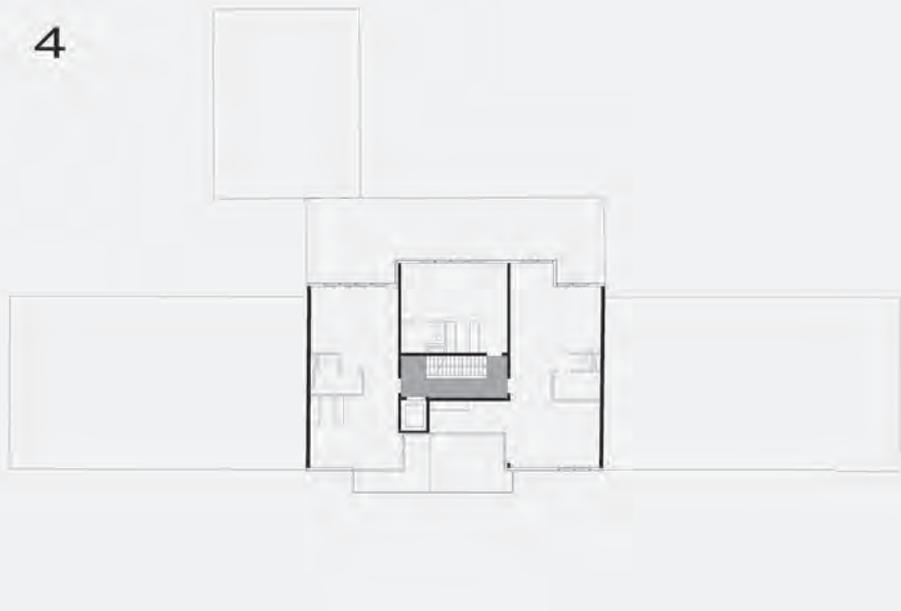
EG



1



4

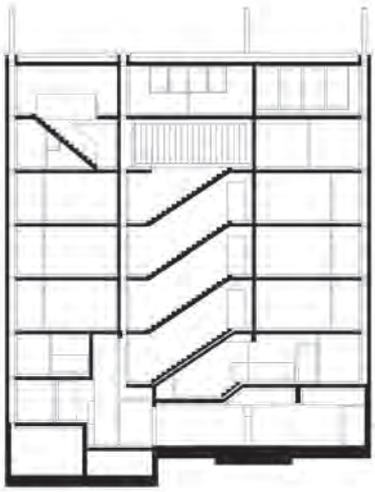




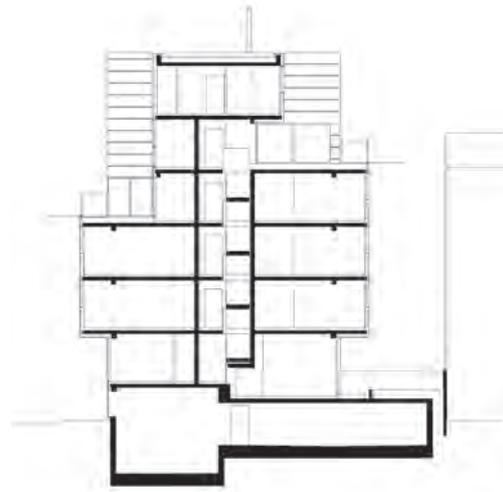
Ansicht von Westen



Ansicht von Osten



Schnitt A



Schnitt C



Neuinterpretation des gründerzeitlichen Baublocks

Terrassenhaus in der Buchengasse Wohnbau und Kindertagesheim

Planung: Rüdiger Lainer + Partner Architekten

Die Vermittlung, Weiterführung und Interpretation des „Wiener“ Blocks bildet ein zentrales Thema für die Entwicklung des gründerzeitlichen Rasters. Das vorliegende Projekt in Favoriten bildet dazu einen Diskurs.

Der Reiz historischer Städte liegt in der Differenzierung ihrer Straßen- und Platzräume. Diese „Sinnlichkeit“ des Raums aufzunehmen ist Grundlage unseres Projekts.

Das Prinzip des Umgangs mit dem Block ist daher, die Randbegrenzungen des Blockumrisses ablesbar zu behalten und durch Höhendifferenzierung und Rücksetzen höherer Gebäude einen vielfältigen und gut belichteten Straßenraum zu schaffen, um den Bewohnern Ausblick, Durchblick und Sonnenlicht zu bieten.

Die Solitäre werden durch ihre Terrassierung, Einschnitte und die vorragenden, individuellen Veranden gegliedert.

Das Prinzip der Grundrisse basiert auf einem einfachen Modulsystem, welches eine Aneinanderreihung vielfältiger Grundriss-typen ermöglicht.

Eine großes Angebot an gemeinschaftlichen Freiflächen unterschiedlicher Qualitäten und Organisation, wie Gemüseärten, Liegewiesen und Sauna am Dach, Kinderspielplätze und introvertierte Loggien (vertikale Gärten), bereichern die Wohnoase.

Ort Buchengasse 157, 1100 Wien

Bauträger Heimbau & Eisenhof

Konsulenten

Statik: Vasko+Partner Ingenieure

HKLS: Schmidt Reuter

Elektroplanung: Schmidt Reuter

Bauphysik: Dipl.-Ing. H. J. Dworak

Farbkonzept: Oskar Putz

Generalunternehmer Strabag

Planungsteam

Rüdiger Lainer, Andrea Graßmugg (PI),

Stephan Klammer, Andreas Aichholzer,

Florentine Helmcke, Markus Rietzler,

Miriam Schneider, Andreas Schrader,

Christoph Wassmann, Klaus Leitner,

Julia Zeleny, Heidi Mickal, Anja Mayr,

Claudia Baumgartner, Dimitrina Hadzhihristeva,

Maren Schröder

Wettbewerb Sommer 2005, 1. Preis

Planungsbeginn Sommer 2005

Baubeginn April 2006

Fertigstellung Juni 2008

Grundstücksfläche 9.855 m²

Bruttogrundfläche 32.037 m²

Nettogrundfläche 26.296 m²

Wohnnutzfläche 21.089 m²

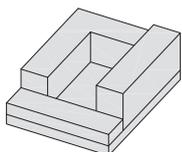
NF Kindertagesheim 885 m²

Wohnungsanzahl 250

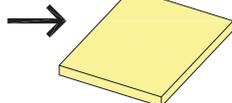
Stellplätze 254

Mit Mitteln der Wohnbauförderung errichtet

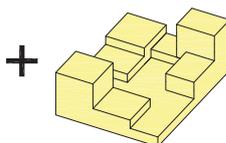
DIE ENTWICKLUNG DER BAUKÖRPER



Der klassische Block wird definiert durch den Rand



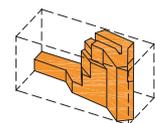
Mutation des Blocks 1
Ein Sockel mit 1-3
Geschossen fasst
den Block



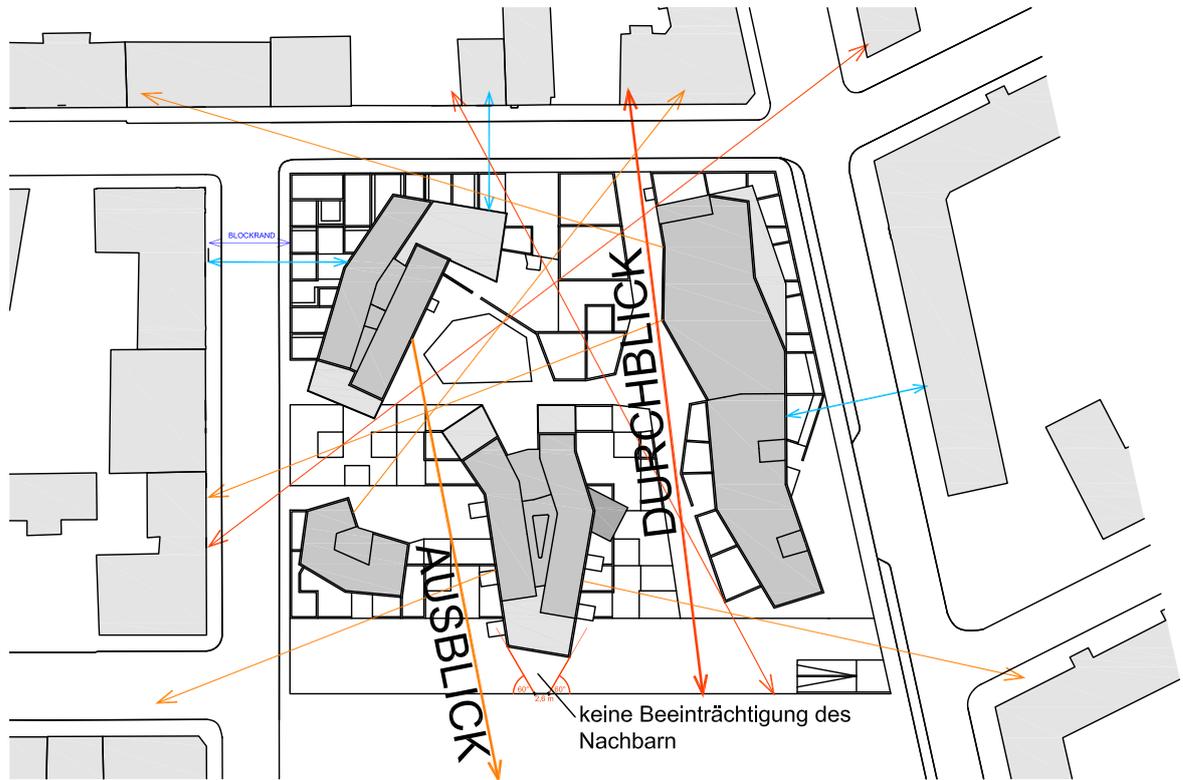
Mutation des Blocks 2
Der Blockrand differenziert
sich in der Höhe
Höhenfestlegung in Bezug
zum Kontext (Sonneneinfall,
Beschattung)



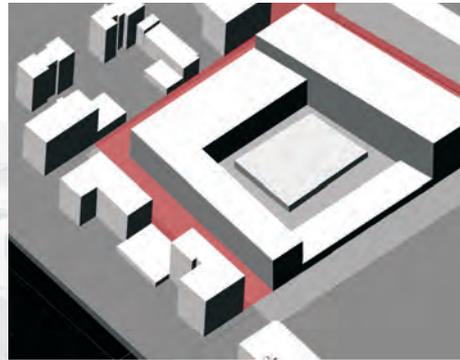
Drehung der Volumina
zum Licht, zur Aussicht,
zum Weitblick
Kontrolle der Beschattung



Modulation der Baukörper
- Orientierung, Identifikation,
jedes Haus hat seinen eigenen
Charakter
- das Besondere im Bauen für
die große Zahl
- Einfügung in die kontextuelle
Struktur



Mehrwert mehr Sonne/mehr Licht/mehr Ausblick/mehr Durchblick/mehr Distanz



Nachbardistanz übliche Bebauung



Nachbardistanz Terrassenhaus

© Pläne Graf Item Büro Laimer



© Büro Lehner



Fotos: © Sabine Gompus



Visualisierung: www.wirwagnaton.at



Erdgeschoß



Ebene 6

© Pirell Göttsche Büro Löhner



Ausstellungseröffnung im Ragnarhof
11. März 2008



Franz Kobermaier (MA 19),
Gregor Puscher (MA 21A),
Georgine Zabrana (Büro Stadtrat Schicker),
rechts: Stadtplanungsdirektor Kurt Puchinger



Musik: Salz

Offene Nutzung
Offene Struktur



RaumKÜR statt StellplatzPFLICHT

Bike City und time 2 live – eine Betrachtung zum Diskurs „Stellplatzverpflichtung“

Das Bauvorhaben thematisiert die Stellplatzverpflichtung zugunsten eines alternativen Verkehrsmittels. Die für die erforderlichen Stellplätze eingesparten Kosten werden für Gemeinschaftseinrichtungen für die Mieter des Hauses eingesetzt. Ein transparent ausgeführtes Erdgeschoß mit dem Thema „Rad und Wellness“ bildet den funktionell-gestalterischen Übergang von der Straße zur Wohnung.

Die „Bike City“ ist ein themenbezogener sozialer Wohnbau mit Rad und Wellness im Vordergrund.

Es werden 99 Wohnungen und ca. 330 Fahrradstellplätze und separate Kinderfahrradräume, verteilt auf alle Ebenen der Wohnhausanlage, zur Verfügung stehen. Im Erdgeschoß werden große Fahrradräume, Fahrradverleih, Reparaturdienste, Werkstätten drinnen und auch im Freien errichtet.

Das Erschließungssystem des Gebäudes ist so konzipiert, dass sich ausgehend von der Stiege in jedem Geschoß Bereiche für transparent abgetrennte Fahrradräume bilden. In den Laubenganggeschoßen dienen die ausgebildeten Nischen als Fahrradabstellplatz vor der Wohnung.

Eine Sauna mit Kneippbereich und Ruheraum, ein Solarium und Fitnessraum definieren den Wellnessbereich.

Zur Förderung von gemeinschaftlichen Aktivitäten stehen den Bewohnern ein Clubraum mit anschließenden Räumlichkeiten für Kinder und Jugendliche zur Verfügung. Der begrünte Innenhof bietet zusätzliche Spiel- und Kommunikationsbereiche.

Die Finanzierung dieser Mehrausstattung gegenüber herkömmlichen Wohnhausanlagen wird durch das in der Widmung festgesetzte Stellplatzregulativ von 50 % ermöglicht. Ein großer Teil jener freigewordenen Mittel kommt somit dem Thema „Rad“ zugute.

Erwartet wird eine Vorbildwirkung für weitere (Wohnbau-)Projekte in Wien mit dem Ziel, den täglichen MIV zugunsten der Benützung des Fahrrades zu reduzieren und somit eine Entlastung der Umwelt durch weniger Lärm, Feinstaub und Schadstoffe zu erreichen.

Ort Vorgartenstraße/Walcherstraße, 1020 Wien

Bauherr Bauteil Bike City Gesiba

Bauherr Bauteil time 2 live Projekta

Architektenwettbewerb

GIL ZT-KEG mit Arch. Claudia König

Entwurf, Projektleitung und Ausführung

königlarch architekten, Arch. Dipl.-Ing. Claudia

König, Arch. Dipl.-Ing. Werner Larch

Mitarbeiter Arch. Dipl.-Ing. Georg Bechtold

Freiraumplanung

rajek barosch landschaftsarchitektur

Einreichung Dezember 2005

Baubeginn November 2006

Fertigstellung Juli 2008

Eckdaten Bauteil „Bike City“

99 geförderte Wohnungen, 1 Geschäftslokal,

ca. 330 Fahrradstellplätze, 56 Pkw-Stellplätze

Eckdaten Bauteil „time 2 live“

62 freifinanzierte Wohnungen, 2 Geschäftslokale,

ca. 62 Fahrradstellplätze, 55 Pkw-Stellplätze

Mit Mitteln der Wohnbauförderung errichtet





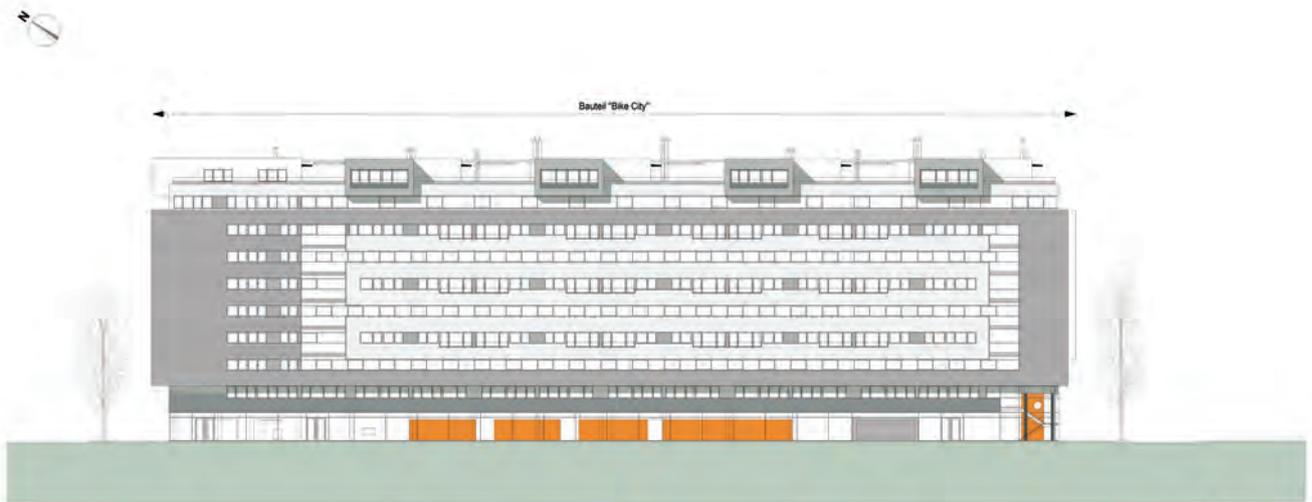
fahrradspezifisches Angebot

- 1:1-Abdeckung von Fahrradstellplätzen zur Bewohneranzahl
ca. 330 Fahrradstellplätze zu 310 Bewohnern
- Stellplatzregulativ von 50 %: 99 WHG zu 56 Parkplätzen
in der Tiefgarage
- vielfältige Unterbringung von Fahrrädern über alle Geschoße
- 2 Fahrrad-Transportlifte
- 2 leicht zugängliche und einsehbare Fahrradräume im
Erdgeschoß
- zusätzliche versperrbare Fahrradräume in jedem Geschoß
- einzeln gesicherte Fahrradstellplätze in Nischen vor den Wohnungen
- separate Kinderfahrräderäume, verteilt auf Geschoße
- separate Kinderwagenräume, verteilt auf Geschoße
- teilweise Wohnungen mit großen Vorräumen zur Unterbringung
des Fahrrades in der Wohnung
- versperrbare Einzelboxen in 2 separaten Räumen im Keller
- anmietbare Werkstattboxen im Erdgeschoß, ausgestattet mit
Einzelspinden zur Aufbewahrung von Werkzeug, Ersatzteilen etc.
- Fahrradwerkplatz im Freien mit Wasseranschluss und Luftpumpe
- Geschäftslokal mit Fahrradverleih und Reparaturdiensten

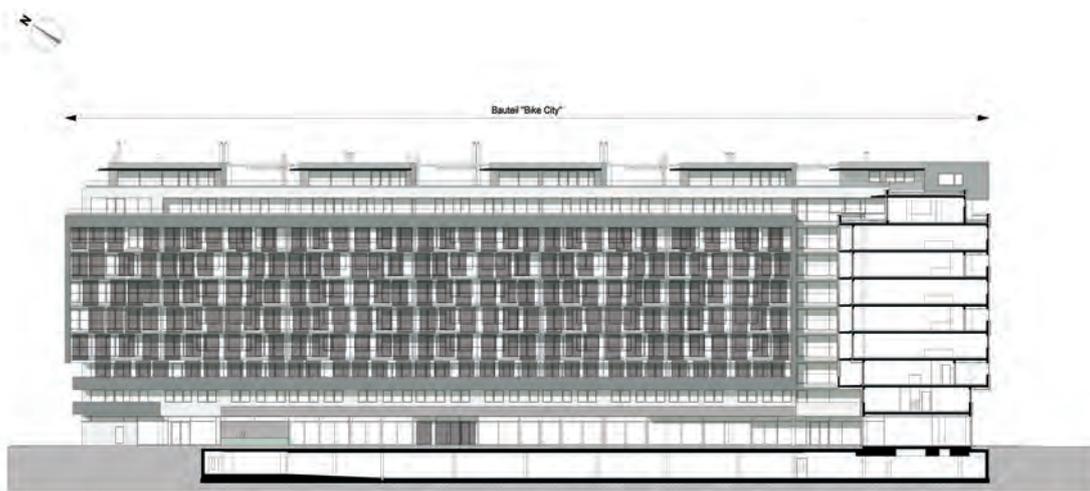
zusätzliche Angebote

- offene und transparente Gestaltung des Erdgeschoßes,
zugänglich für alle Bewohner
- Wellnessbereich, ausgestattet mit getrennten Umkleide- und
Sanitäranlagen, Sauna- und Kneippbereich mit angeschlossenem
Luftbad, Ruheraum und Fitnessraum
- Clubraum mit Bar
- Kinderspielraum in direkter Nachbarschaft zum Clubraum
- Jugendraum
- den Gemeinschaftsräumen vorgelagerter, begrünter Hof mit
Sitz- und Liegebänken, differenzierte Spielzonen für Kinder

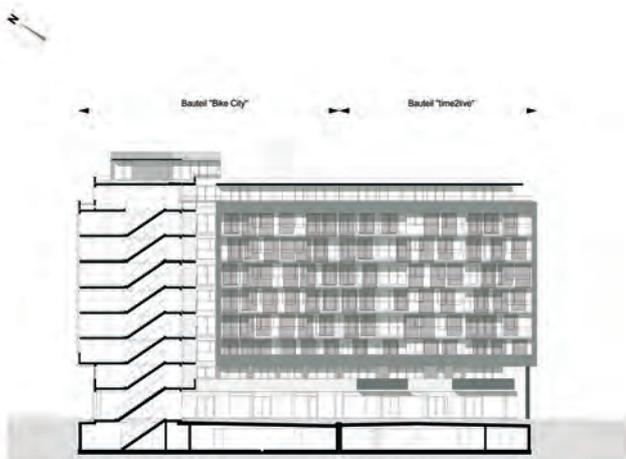




Ansicht
Vorgartenstrasse



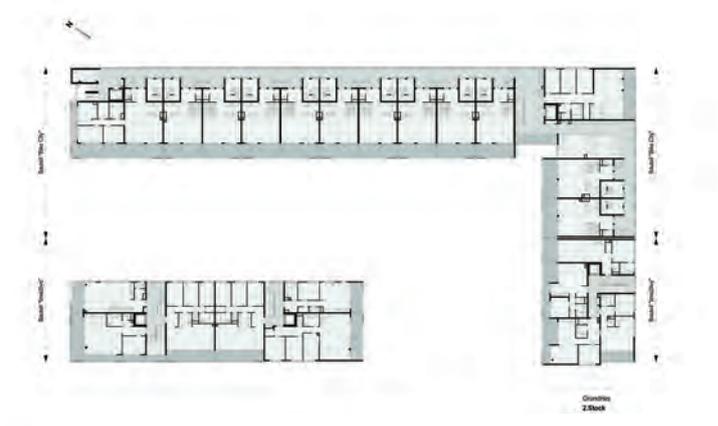
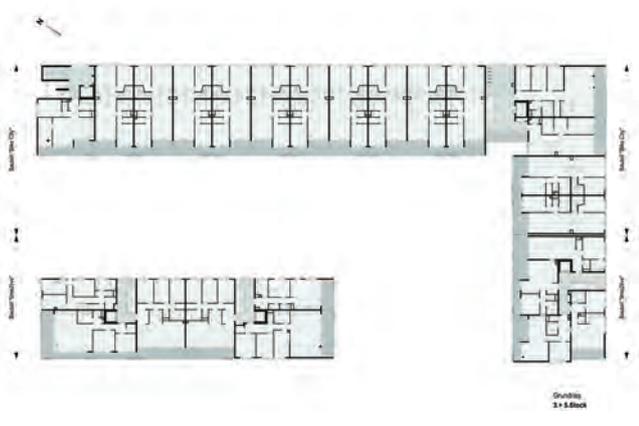
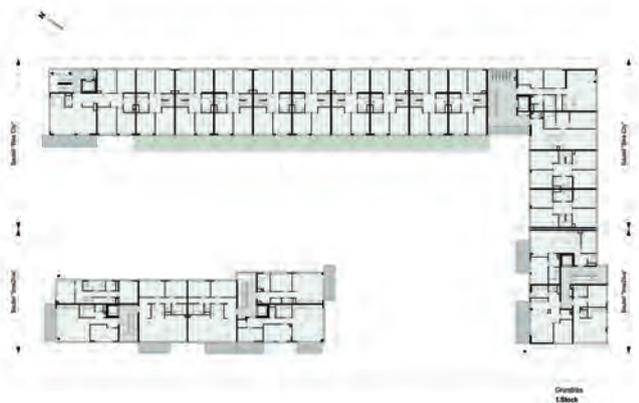
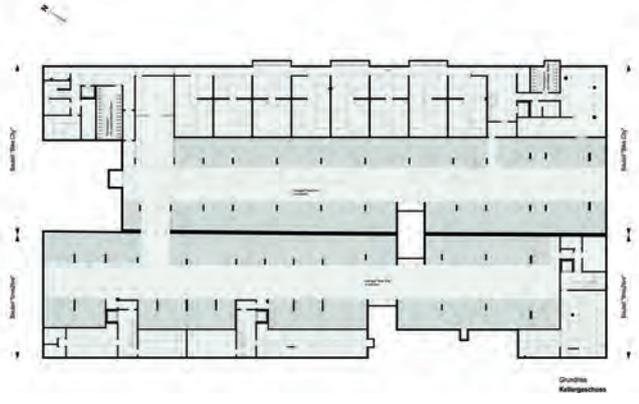
Ansicht
Hoffassade süd



Ansicht
Hoffassade west



Querschnitt



Musik für flexible Grundrisslösungen

Umbau eines Hotels in ein Wohnhaus für Musikstudenten

Eine „sinnliche Offenbarung“ eines Investors – zur offenen Nachnutzung eines bestehenden Gründerzeithauses. Die Struktur eines Gründerzeithauses ermöglicht – aufgrund der bestehenden Tragstruktur – flexible Grundrisslösungen mit neuen Nutzungsmöglichkeiten. Aus dem vorliegenden Hotel wurde auf Initiative eines privaten Hauseigentümers ein Haus für Musikstudenten errichtet, in dem auch die erforderlichen Proberäume untergebracht wurden.

Das ehemalige „Hotel Neubau“ – in den letzten Jahren als Heim der Caritas genutzt – sollte grundlegend saniert und einer neuen Nutzung zugeführt werden. Der private Eigentümer, die Familie Gradwohl aus Melk, suchte in einem kleinen geladenen Architektenwettbewerb nach Lösungen für flexible Wohnnutzungen.

Ort Neustiftgasse 141, 1070 Wien
Bauherr Ing. Helmuth Gradwohl
Planung Dipl.-Ing. Reinhardt Gallister
Projektleitung Dipl.-Ing. Thomas Breuer
Bauphysik Dr. Berndt Quiring
Statik Fröhlich & Locher
Haustechnik ZFG GmbH
Elektrotechnik Eipeldauer GmbH
Entwurfszeitraum 2003–2004
Bauzeit November 2004–September 2006
Baukosten ca. 1.700.000 Euro

Kenndaten

Untergeschoß 160,48 m²
Erdgeschoß 183,38 m²
4 Regelgeschoße 702,42 m²
2 Dachgeschoße 300,06 m²
14 Wohneinheiten
41 Heimplätze
6 Übungsräume
Nettogrundrissfläche 1.421,11 m²
Bruttogeschoßfläche 1.932,24 m²



Foto: © Architekturbüro Gallister



Folgendes Konzept wurde schließlich realisiert:

Umbau des Hotels in ein Wohnheim für Musikstudenten, mit kleinen Wohneinheiten, die auch eine konventionelle Wohnnutzung zulassen würden.

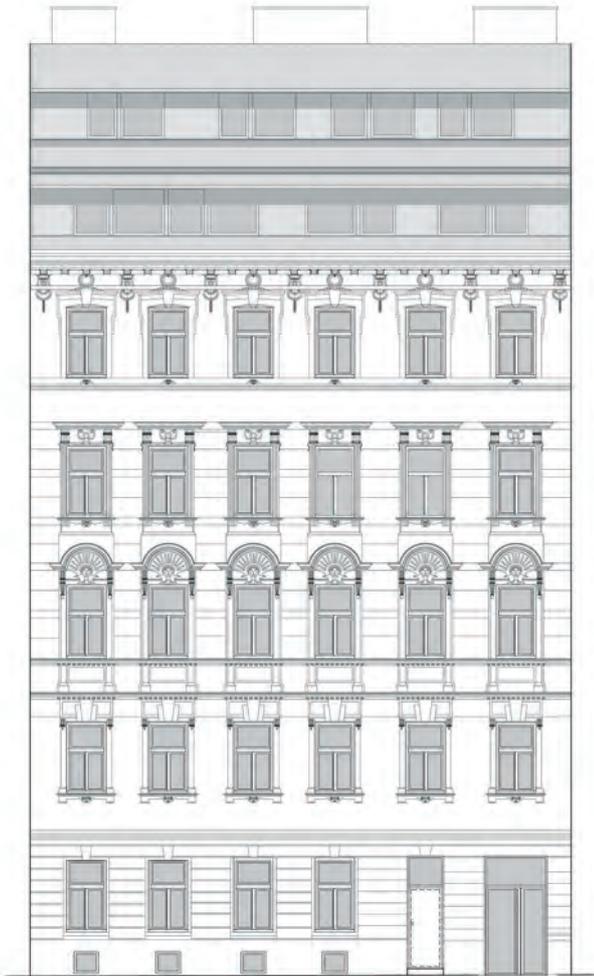
Der aufgrund seiner Nutzungsgeschichte mehrfach umgebaute Gründerzeitbau wurde im Entwurf vorerst auf seine tragende historische Grundstruktur zurückgeführt. Seine aus einer Logik wirtschaftlichen Bauens resultierende Klarheit und Kompaktheit bildet die Grundlage der neuen funktionellen Zonierung:

Konzentration der erforderlichen neuen technischen Infrastruktur und Erschließung im Kern des Gebäudes; Bereinigung und Neuordnung der Räume im Hinblick auf flexible Nutzungsanpassung. Schallgedämmte Übungsräume im Erdgeschoß sowie Ensemble- und Gemeinschaftseinrichtungen im abgesenkten Keller ergänzen das Raumangebot.

Der alte Dachstuhl wurde abgetragen und Maisonetten mit kleinen Terrassen errichtet, über dem Hoftrakt schließlich eine für alle Heimbewohner zugängliche Gemeinschaftsterrasse.

Die Fassaden wurden renoviert und neue Holzfenster eingebaut. An der historischen Stiege konnten die Steinstufen und das schmiedeeiserne Geländer durch sorgfältige Sanierung erhalten werden. Es entstand eine kompakte Wohnsituation für Studenten in einer durchgängigen schlichten architektonischen Formensprache.

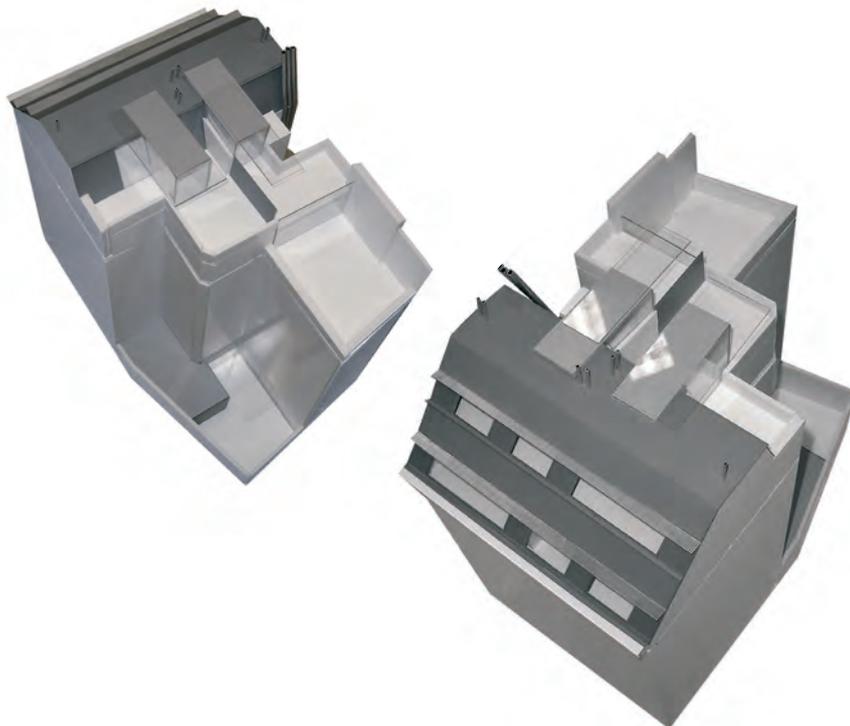


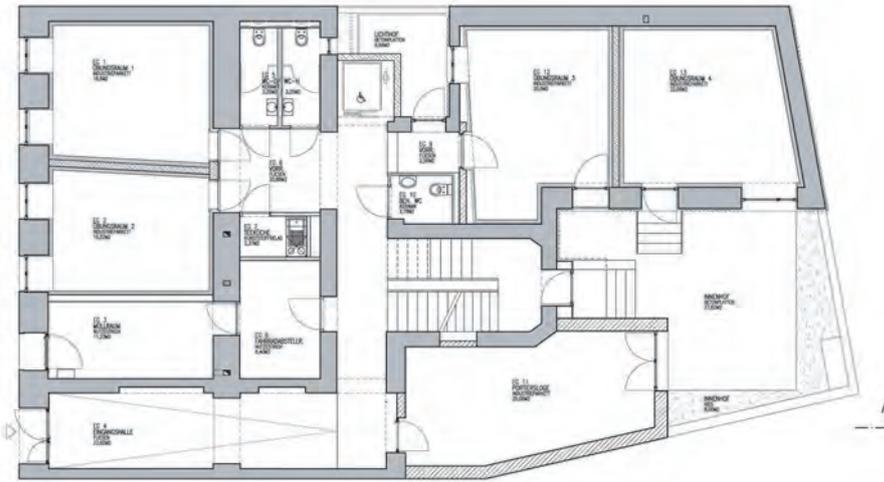


Nordansicht



Südansicht

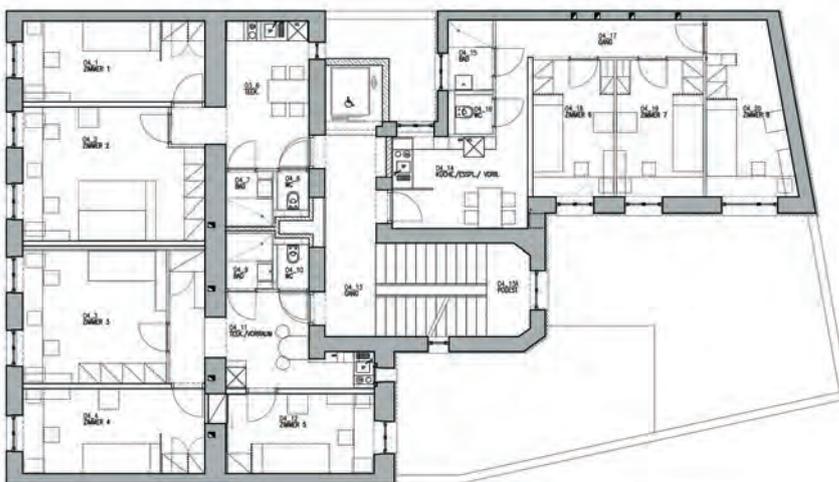




Erdgeschoß



Dachgeschoß 2



Regelgeschoß



Fotos: © Architekturbüro Gallister

**Offene Raumstrukturen ermöglichen zwangsfreie
Anpassungen an sich ändernden Nutzungsanforderungen**

Nutzungsoffene Strukturen – nutzungsneutrale Räume

Zwei Projekte im 10. und 15. Bezirk

Querkraft weiß nicht, wie wir alle in vielen Jahrzehnten leben werden.

- Wie viele Kinder werden wir haben?
- Wie viel m² werden wir uns leisten können?
- Werden wir mehr zu Hause arbeiten?
- Werden wir mehr kochen – oder mehr ausgehen?
- Werden wir zu Hause rauchen dürfen – oder nur auf dem Balkon?
- Wird die Medizin uns 120 Jahre leben lassen?

Querkraft weiß nicht, wie das Umfeld in vielen Jahrzehnten aussieht.

- Wie entwickelt sich die Gegend – was wird dort benötigt?
- Wird aus dem Wohnhaus ein Studentenheim oder ein Altenheim?
- Werden die Autos leiser – oder verschwinden sie?
- Wurde aus der lauten Hauptstraße eine wunderbare Allee?
- Wird das Klima wärmer?
- Oder wieder kälter?

Querkraft weiß nicht, welche technologischen Entwicklungen kommen.

- Welche Fassaden werden möglich sein?
- Wie viel Sonne lassen die transluzenten neuen Baustoffe herein?
- Welche Haustechnik wird erfunden?
- Wird es noch Kabel geben?
- Wird es noch drahtlose Datenübertragung geben?
- Werden Grauwassersysteme zum Standard?

Querkraft meint, wenn man nichts weiß, soll man vieles offen lassen.

- Der persönlichen Entfaltung Raum geben
- Der Anpassung an die Umwelt Raum geben
- Der Nachrüstung und Veränderung Raum geben

Nutzungsneutrale Räume, nutzungsneutrale Strukturen schaffen Raum für Entwicklung. Lassen wir uns von der Zukunft überraschen! Was wir suchen, sind Lebensformen und Räume, die mit und an den Menschen wachsen, die sie benutzen. Unser architektonisches Vorbild ist die Evolution. Das Entstehen von Möglichkeiten im Spiel mit den Gegebenheiten.

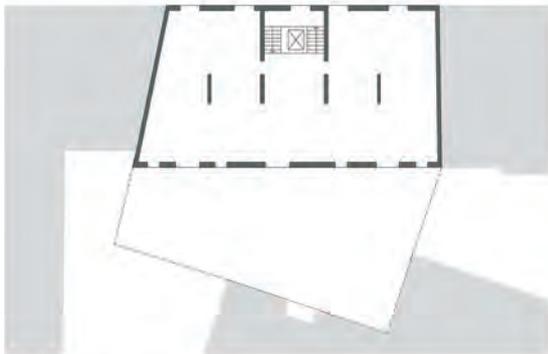
Das Leben hat recht.





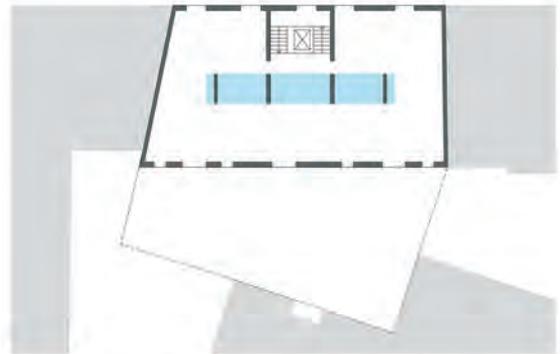
Grundriss Regelgeschoß

Wohnbau OS3
Ort Österleingasse 3, 1150 Wien
Projektleitung Carmen Hottinger, Robert Diem
Fertigstellung 2009
 ca. 1100 m², 14 Wohnungen



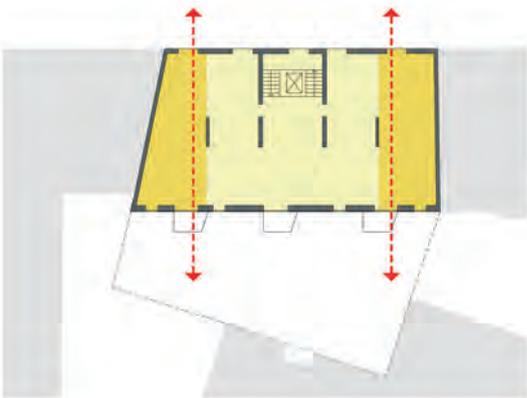
Konstruktion

- reduziertes Tragsystem – tragende Außenwände und kurze Wandscheiben in der Kernzone
- wirtschaftliche Spannweiten
- flexible Nutzung
- Verwenden von Betonfertigteilen möglich



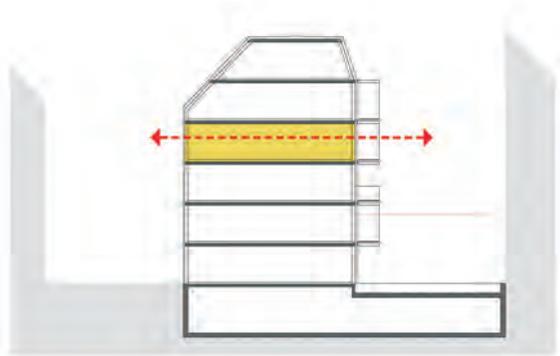
Haustechnik

- kompakter Kern
- mit Nebenräumen und Schächten
- kurze Wege für Leitungsführungen

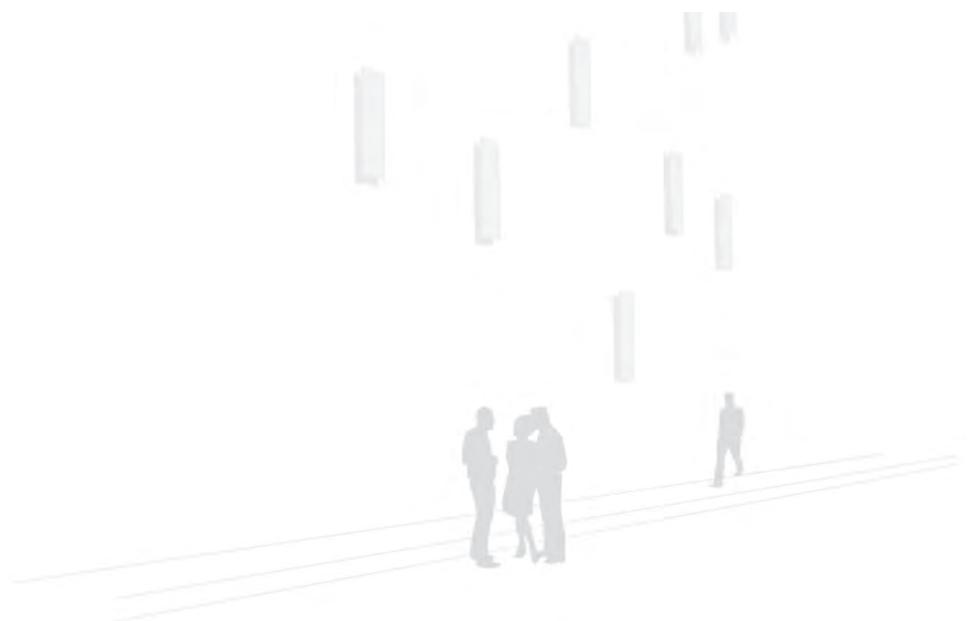


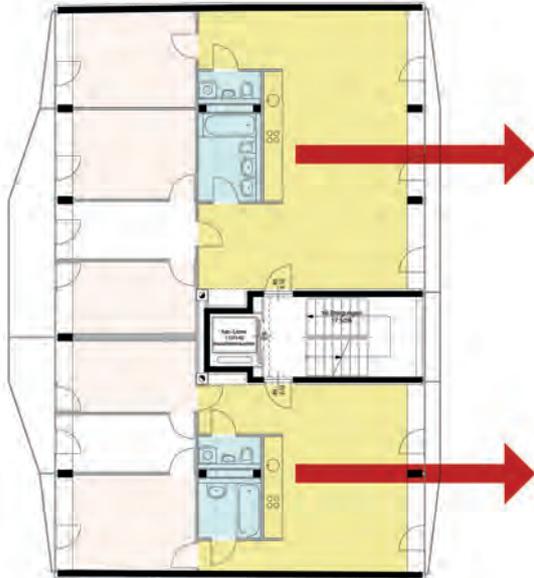
Durchgestecktes Wohnen

- Ost-West-Orientierung
- Morgen-/Abendsonne
- verschiedene Lichtstimmungen

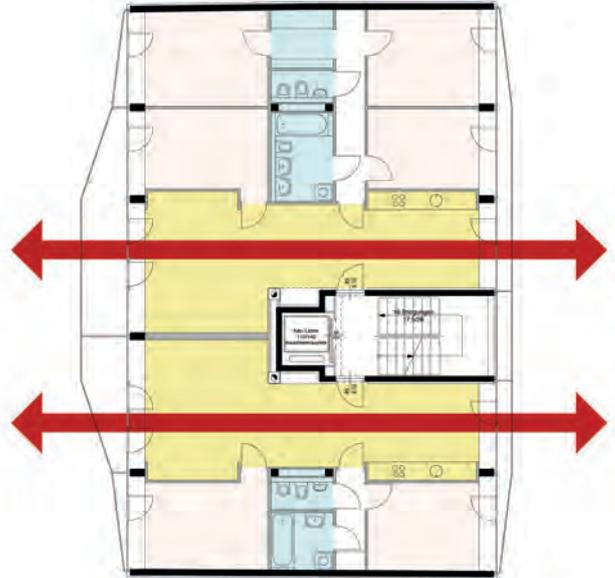


Doppolorientierung

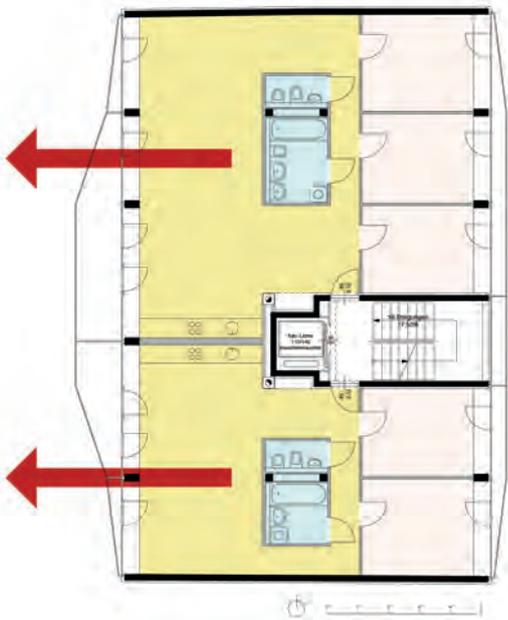




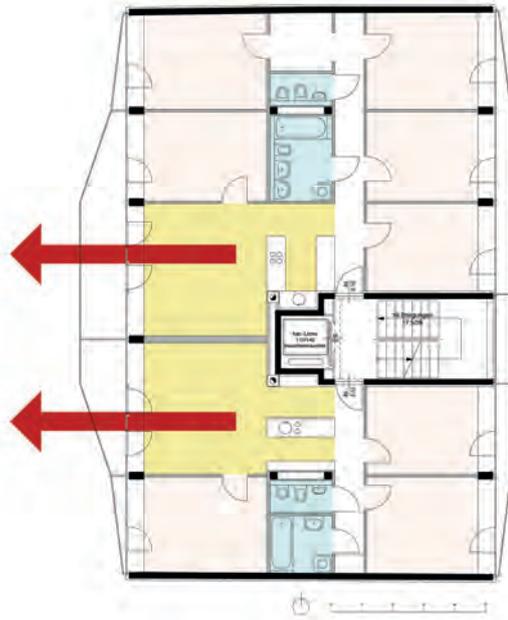
Ostorientiert



Querorientiert



Westorientiert



Zimmermaximierung

Wohnbau LEE
Ort Leebgasse 46, 1100 Wien
Projektleitung Andreas Schleicher
Fertigstellung 2004
 ca. 1100 m², 11 Wohnungen



Ausstellungseröffnung im Ragnarhof
11. März 2008



Freiraum
Grünraum



Hofzusammenlegung bewirkt eine Aufwertung der angrenzenden Wohnumfeldqualität

Viele Höfe – eine Hofgemeinschaft

Zwei Neubauten in der Sperrgasse

Zur Aufwertung der Blockinnenbereiche gehört ein ablesbares Freiraumverbundsystem, das mehrere Liegenschaften umfasst.

- Hofentkernung
- zusammenhängende Grünraumgestaltung Sperrgasse 13, 15, 17 und Viktoriagasse 10 (Bauträger Heimbau Eisenhof)
- gute Erreichbarkeit durch den öffentlichen Verkehr Straßenbahnlinien 52 und 58, U6 Westbahnhof
- zahlreiche Geschäfte in der Mariahilfer Straße, Bezirksamt in unmittelbarer Nähe
- Niedrigenergie-Standard
- alle Wohnräume mit vorgelagerten Loggien südorientiert
- passive Sonnenenergienutzung
- geringer Öffnungsanteil Nord: Schall- und Wärmeschutz
- durchschnittliche Wohnungsgröße 82 m²
- ein weiterer Entwicklungsschub für das Gebiet ist im Zuge der zukünftigen Planung des Westbahnhofareals zu erwarten

Ort Sperrgasse 13–15, 1150 Wien

Bauherr

Eisenhof gemeinnützige Wohnbauges.m.b.H.

Architekten Fellerer-Vendl Architekten

Mitarbeiter Sina Tahayori

Grünraumplanung Vaclav Malik

Einreichung 2004 und 2005

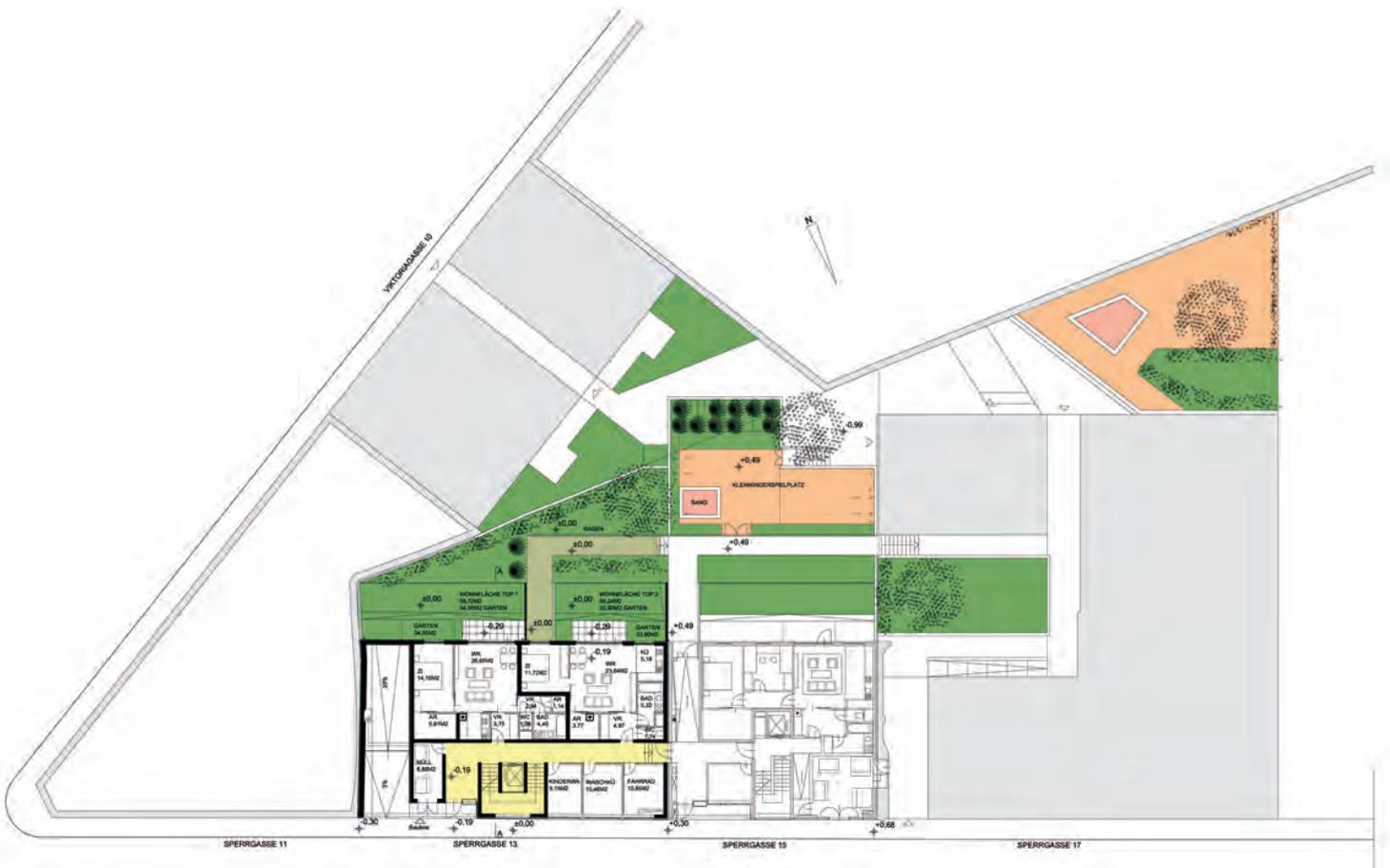
28 geförderte Wohnungen

21 Pkw-Abstellplätze in der Tiefgarage

Mit Mitteln der Wohnbauförderung errichtet



Sperrgasse 17



Sperrgasse 13 und 15



Strukturelle Durchmischung und öffentliche Zugänglichkeit

Bebauung Sensengasse

Die Anbindung zu öffentlichen Einrichtungen ermöglicht allgemeine Zugänglichkeit und Durchwegung des Areals.

Die Situation

Das städtebauliche Umfeld des Areals ist durch eine vom Nordosten her beginnende Blockrandbebauung entlang der Sensengasse geprägt, die im Bereich des Bauplatzes abrupt in eine Grünanlage mit Sportstättennutzung übergeht, die entlang der Sensengasse über einen markanten Baumbestand verfügt.

Im Kreuzungsbereich Sensengasse/Spitalgasse ist das Bürogebäude „Haus der Forschung“ (BIG) projektiert. In der südlichen Fortsetzung befindet sich eine Geländekante mit anschließender Bestandsbebauung des alten AKH. Im westlichen Bereich liegt ein Sportplatz, der in weiterer Folge in derselben Größe neu angelegt und mit einer Tiefgarage sowie einer unterirdischen Turnhalle unterbaut wird. Im nördlichen Anschlussbereich befinden sich der Anne-Carlsson-Park sowie eine Volksschule mit Kindertagesheim.

Das städtebauliche Konzept

Das vorgeschlagene Projekt reagiert auf die beschriebene Situation mit einer linearen Baukörperstruktur entlang der Sensengasse und einem im erweiterten Park positionierten, freistehenden „Punkthaus“. Die lineare Bebauung, bestehend aus drei miteinander verknüpften Einzelbaukörpern, stellt eine membranartige Zäsur zwischen Parkraum und Stadtraum dar. Dabei wird einerseits auf eine gezielte Durchlässigkeit mit Wege- und Blickbeziehungen in Richtung Park geachtet, andererseits wird die zum Teil zweigeschoßige Erdgeschoßzone der stadträumlichen Freifläche zugeordnet.

Diese Zwischenräume mit Ausblick in den umgebenden Grünraum bilden als „grüner Riss“ in Verbindung mit der unberührten und komplett erhaltenen Baumallee in der Sensengasse, den der Fassade vorgehängten Gärten und den luftigen Einschnitten jenes „vertikale Grün“, das die gesamte Bebauung mit dem Park zu einem organischen Ganzen zusammenfügt.

Die Baumreihe entlang der Sensengasse wird darüber hinaus in die Gliederung der Einzelbaukörper aufgenommen, das Projekt reagiert somit sensibel auf den Baumbestand. Der Grünraum endet nicht an



Ort Sensengasse 1–3, 1090 Wien

Architekten

Josef Weichenberger Architects –
Mark Steinmetz, Martin Mostböck,
Ines Standhartinger, Friedrich Hähle,
Sandy Panek, Stefan Pfefferle
room8 architects –

Patric Arlanck, Conrad Bauer, Johann Posch

Mitarbeiter Katrin Bernsteiner, Benno Wutzl

Investitionsvolumen ca. 20 Mio. Euro
(exklusive Grundkosten)

Größe des zu bebauenden Areals 7.160 m²

Bebaute Fläche 3.100 m²

Kubatur 60.000 m³

Nettonutzäche 10.800 m²

Anzahl der Wohnungen 116 Eigentumswohnungen gefördert und freifinanziert





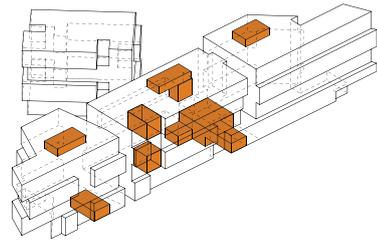
der Grundstücksgrenze, sondern bindet auch den bepflanzten Grünhang des alten AKH, den Sportplatz und die Schule mit ein. Durch die Kombination einer sinnvollen Erschließung in Kombination mit einer erlebnisreichen Wegeführung durch das Areal konnte der Erhalt dieses innerstädtischen Naherholungsgebiets gewährleistet werden. Das freistehende Punkthaus markiert die nordwestliche Bauplatzgrenze und steht durch die nunmehr klar definierte neue Parkgrenze sozusagen mitten im Grünraum.

Das architektonische Konzept

Die drei Baukörper entlang der Sensengasse bestehen aus:

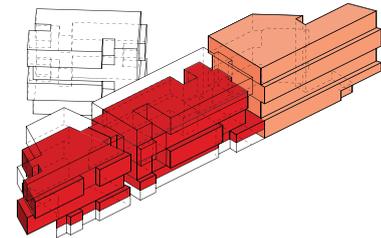
- dem Studentenheim, einer zweihöftigen Anlage mit Laubengangerschließung und einem zentralen Erschließungskern;
- dem mittleren Baukörper, der im Erd- und Untergeschoß ein Fitnesscenter vorsieht, das in das Studentenheim übergreift, sowie dem Wohnbauteil in den Obergeschoßen und
- einem Kopfbaukörper, der durch seine plastische Ausformulierung und offene, zweigeschoßige Erdgeschoßzone eine Torfunktion in die Park- und Sportlandschaft darstellt.

Gemeinschaftsflächen



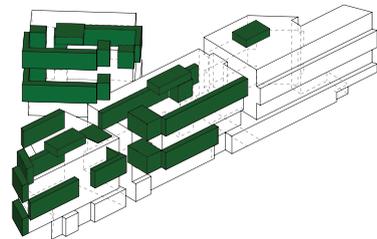
Gemeinschaftsbereiche

geförderte Fläche - frei finanzierte Fläche



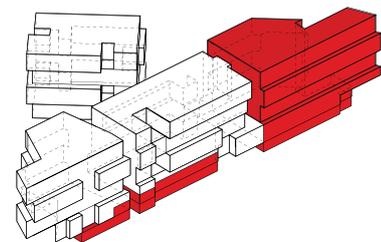
Wohnen / Büro
Studentenheim

Grünbereiche / Vertikales Grün



Grünraum

Anteil Uni-Nutzung



allg. Nutzung (66%)

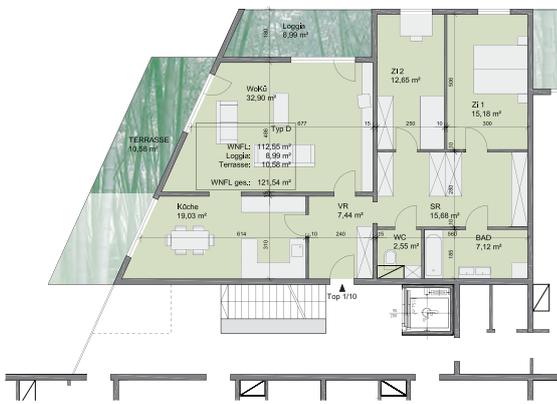
Uni-Nutzung (33%)



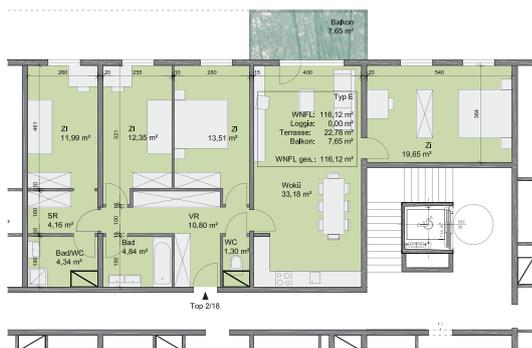
Regelgeschoß A (2. OG + 3. OG)



Regelgeschoß B (4. OG + 5. OG)



Wohnungstyp C (5. OG)



Wohnungstyp E (3. OG)



Grundriss Durchwegung

Durch Rückbau und Terrassierung von bestehendem Hoftrakt werden wertvolle wohnungsnahe Freiräume geschaffen

Rückbau zur Qualitätssteigerung

Sockelsanierung Wien 15, Sperrgasse – ein „ausgezeichnetes“ Sanierungsprojekt

Durch entsprechende Hofentkernungsmaßnahmen eines gründerzeitlichen H-Traktes – in Form von Teilabbrüchen entsteht ein abgetreppter Baukörper im Hof – wird vor allem für die anrainende Wohnbevölkerung eine Verbesserung ihres Wohnumfeldes erreicht.

Das Projekt thematisiert auch eine sensible Transformation eines „öffentlichen“ Gebäudes zu einem Wohnhaus.

Mit dem Kauf des seit Jahren leerstehenden ehemaligen Amtshauses durch den Wiener Wohnbauträger Heimbau wurde die Grundlage für eine Initialzündung und damit ein Leitprojekt für die weitere Entwicklung des Grätzels gelegt.

Das Gebäude lag mit einer Höhe von knapp über 20 m zwar innerhalb der Bebauungsbestimmungen, beeinträchtigte aber dennoch durch seinen hoch aufragenden Hintertrakt die umliegenden Liegenschaften. Darüber hinaus ließ der bauliche Zustand des gesamten Gebiets mehr als zu wünschen übrig.

Die Intention des Blocksanierungskonzepts des Wiener Bodenbereitstellungsfonds war die Verbesserung der Lebensqualität in diesem klassischen Wiener Gründerzeitviertel. Zu diesem Zwecke sollten die Baumassen in den Hinterhöfen massiv reduziert werden. Die Planung berücksichtigte dies insofern, als weite Teile des Bestandes abgetragen und ein höhenoptimierter und terrassenförmig abgestufter Neubau daraufgesetzt wurden. Die dadurch entstandenen Freiflächen wurden durch der Sonne zugewandte Balkone ergänzt. Um den Eingriff als solches noch zu betonen, wurde die „Aufstockung“ farblich akzentuiert. Die gewählte Farbe vermittelt selbst an trüben Tagen eine „Frische“, die auch den Bewohnern der umliegenden Gebäude zugutekommt.

Ort Sperrgasse 17, 1150 Wien

Architektur sig s bauplanungs gmbh
(schmid jens, indir rudolf, groll andreas)

Mitarbeit Architektur Sonja Klingberg

Entwurfsstatik Vasko + Partner

Ausführungsstatik Dipl.-Ing. Franz Toporek

Haustechnikplanung Schmid Reuter

Auftraggeber Heimbau Gemeinnützige Bau-, Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft, Reg. Gen.m.b.H.

Planungszeitraum 2001–2004

Ausführungsbeginn Jänner 2003

Fertigstellung September 2004

Konstruktion Umbau: Ziegelmauerwerk und Tram- bzw. Tramtraversendecken
Zubau: Stahlbetonwände und -decken

Einheiten 21 Wohnungen, 1 Pensionistenklub

Grundstücksfläche ca. 1.119 m²

Nutzfläche ca. 1.862 m²

Bebaute Fläche ca. 701 m²

Kosten 2,56 Mio. Euro (reine Baukosten)

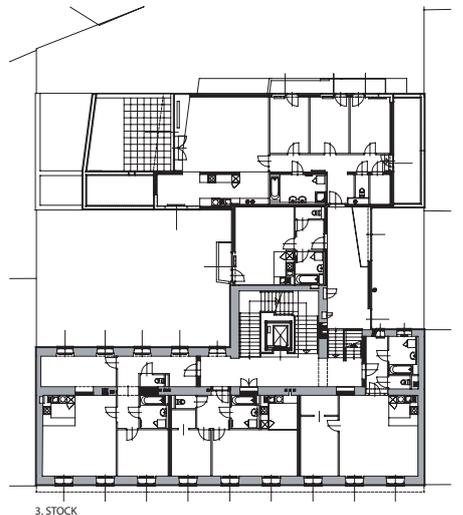
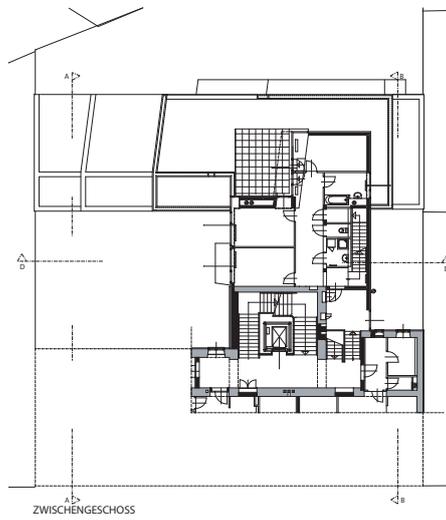
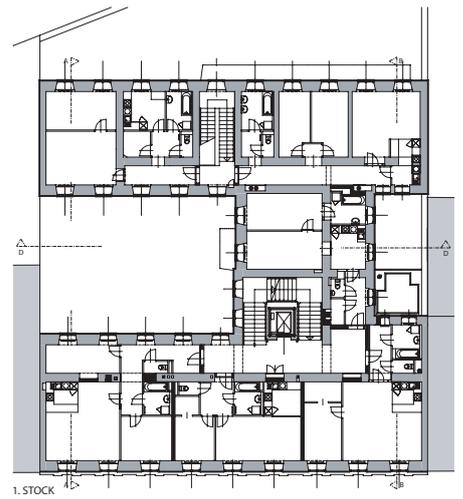
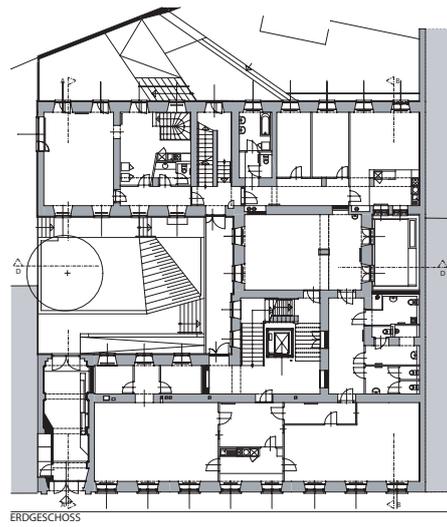
Kosten pro m² ca. 1.370 Euro/m²

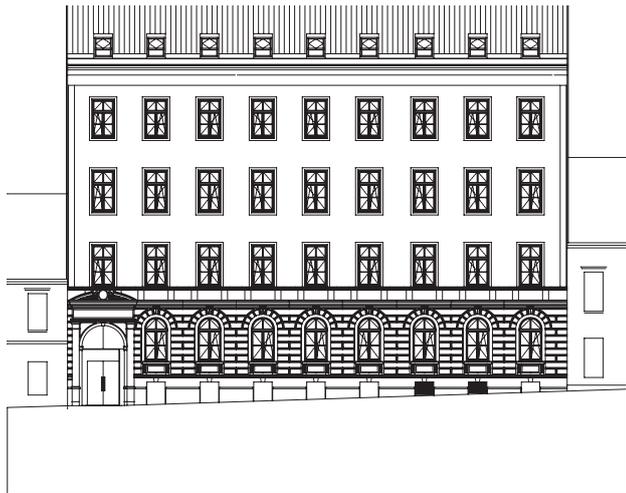
Mit Mitteln der Wohnbauförderung errichtet



Fotos © Herta Hummaus



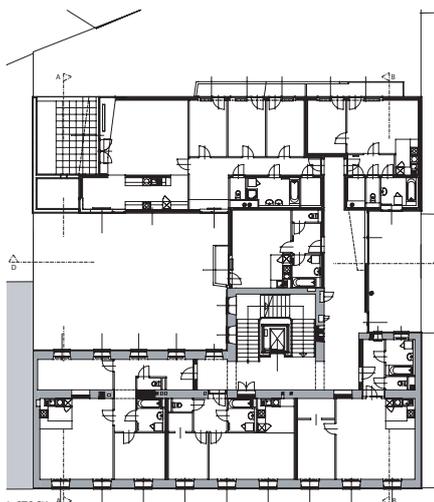




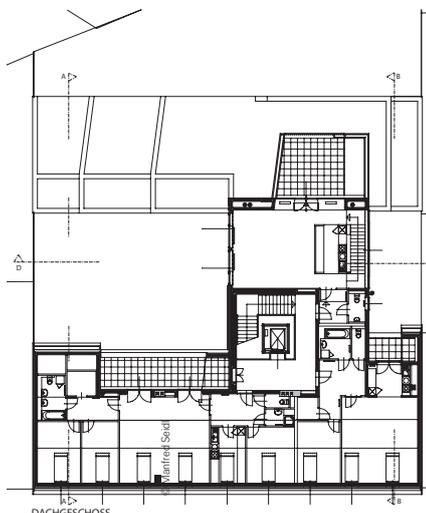
STRASSENANSICHT



HOFANSICHT



2. STOCK



DACHGESCHOSS



Grüne Durchdringung – nach unten offen

Veränderbare Raumkonzepte – mit einem Nutzungsmix im Erdgeschoß

Der mittig gelegene 2-geschoßige Baukörper im Hof schafft differenzierte Freiräume und bildet mit dem begrünten Flachdach und der Fassadenbegrünung ein räumlich vernetztes Grünsystem, das auch für anrainende Mieter erlebbar ist.

Das teilweise transparente Erdgeschoß verbindet mit seinen Dienstleistungseinrichtungen den öffentlichen Raum der Straße mit dem halböffentlichen Raum des Hofes.

Auf dem Grundstück ist die Errichtung einer Wohnhausanlage mit insgesamt 13 Wohnungen geplant. Die Anlage besteht aus einem 15 m tiefen Baukörper entlang der Marktgasse und einem daran rechtwinklig angeschlossenen 2-geschoßigen Hoftrakt.

Das Gebäude an der Marktgasse besteht aus einem Erdgeschoß, vier Stockwerken und zwei Dachgeschoßen und ist unterkellert. Die im Kellergeschoß geplante Tiefgarage befindet sich unter Teilen des Straßentraktes, dem Hoftrakt und Teilen des Hofbereichs. Im Erdgeschoß sind im Straßentrakt ein Müllraum, ein Kinderwagen- und Fahrradabstellraum sowie ein Atelier und eine Arztpraxis, die sich in den Hoftrakt erstreckt. Weiter befinden sich im Hoftrakt noch zwei Ateliers.

Die Maisonettewohnungen im Hoftrakt – Erdgeschoß/1. Stock sind über das Stiegenhaus mit Lift und den Hofbereich erreichbar. Die Flächen im Hofbereich sind, abgesehen von den Zugangswegen, gärtnerisch gestaltet.

Ort Marktgasse 12, 1090 Wien

Bauherr BUWOG Bauen und Wohnen GmbH

Planung BUS architektur&partner

Mitarbeiter Laura P. Spinadel, Sebastian Soukup, Bernd Pflüger, Ines Lopes Moreira, Katrin Rätzsch, Hannes Schwed, Felix Berkmann

Freiraumplanung/Visualisierung

BOA büro für offensive aleatorik

Laura P. Spinadel, Hubert Marz,

Verena Holzgethan

Einreichung September 2006

Baubeginn Februar 2008

Fertigstellung Februar 2009

Eckdaten 11 geförderte Wohnungen

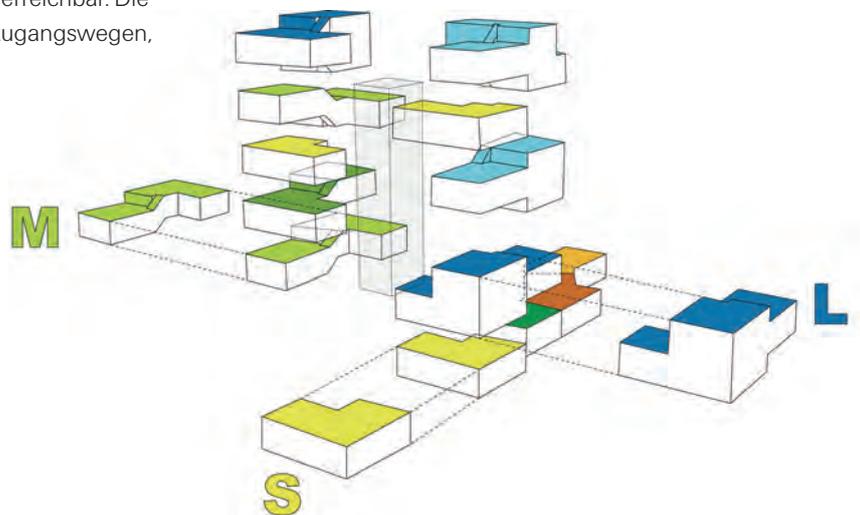
2 freifinanzierte Wohnungen

1 Arztpraxis

3 Ateliers

13 Pkw-Stellplätze

Mit Mitteln der Wohnbauförderung errichtet





Split Level Raumkonzept

als multifunktionale veränderbare Anpassung an unterschiedliche Lebensphasen und Wohnformen

Bautechnische Qualität

Massivbau mit tragenden Wandscheiben
Wohnungen großteils frei von tragenden Elementen zur freien Grundrissbildung

Ökologie in Planung und Ausführung

Der großzügige Innenhof wird landschaftlich ausgestaltet und mit den Grünbereichen der benachbarten Wohnanlage in der Markt-gasse verbunden. Begrünung und Bepflanzung des Bauvorhabens über Flachdächer (extensive Begrünung) und Fassade (vertikale Begrünung-Rankgerüst).



Fotos: boenerstat



Ansicht West



Schnitt BB



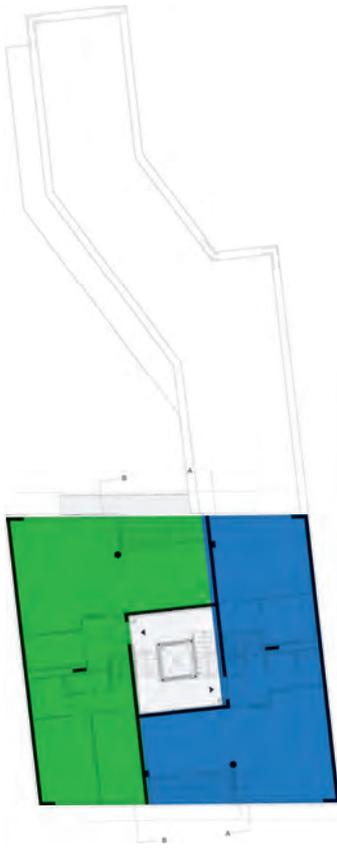
1. Obergeschoß



3. Obergeschoß



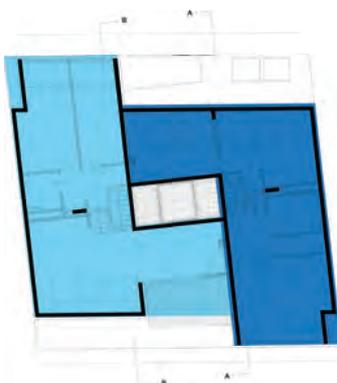
5. Obergeschoß



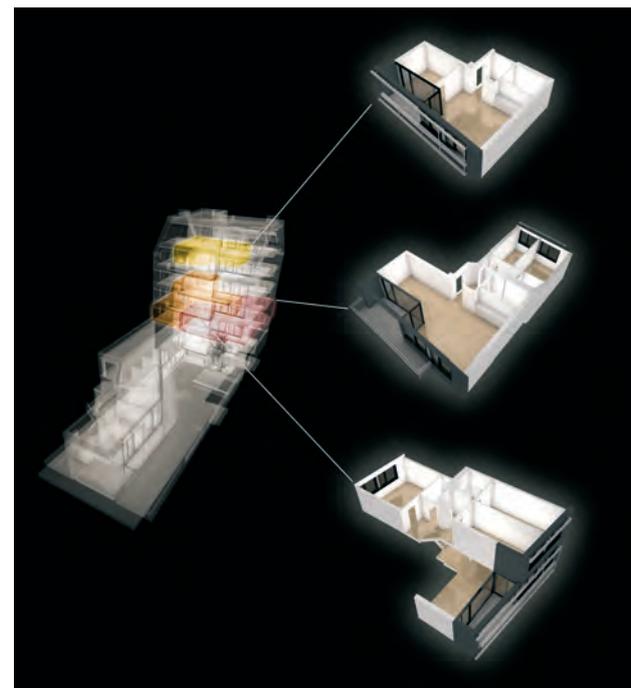
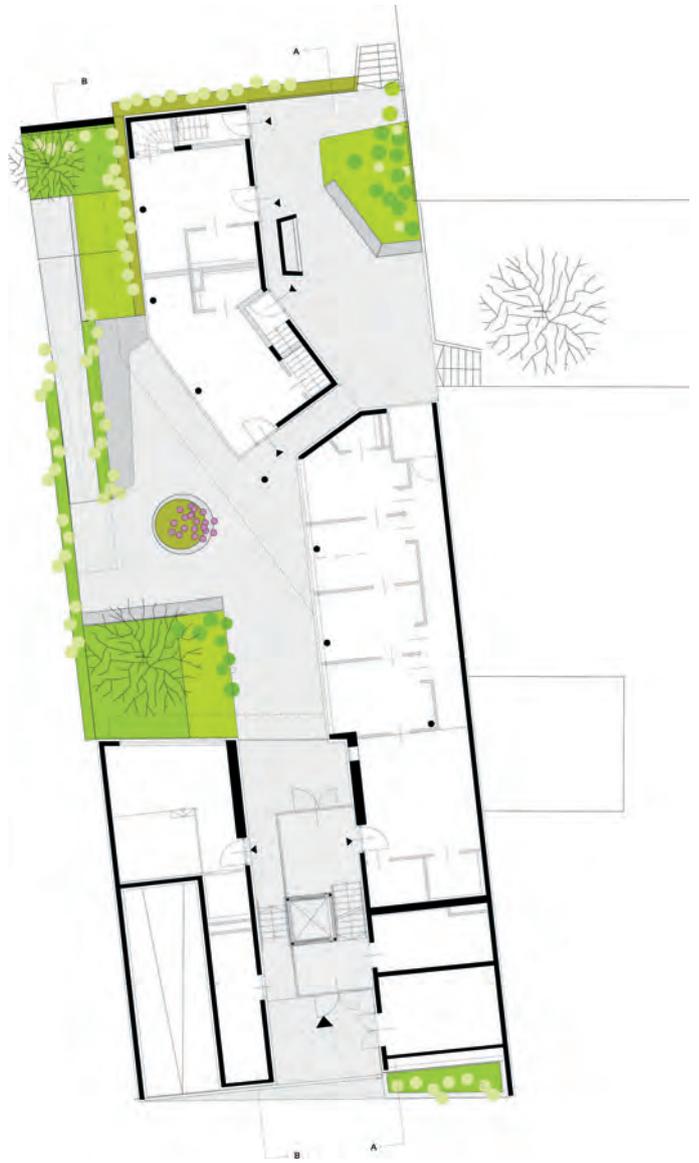
2. Obergeschoß



4. Obergeschoß



6. Obergeschoß



Ein Dachgarten für die Hausgemeinschaft, ein Dachgarten für die Allgemeinheit, ein Dachgarten als kompensatorischer Freiraum

Über den Dächern – eine Chance für alle

Dachgarten für das Integrationshaus Wien – ein Impuls für die Wiener Dachlandschaft

Der Dachgarten als Ort des Rückzugs und gleichzeitig als zeichenhafte Öffnung des Hauses zur Stadt hin: Das Projekt thematisiert den Garten auf dem Dach in einem städtebaulichen Konnex auf Höhe der Dachlandschaft.

Ein Dachgarten, der den Bewohnern des Hauses zugutekommen, aber auch im Rahmen kultureller Veranstaltungen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich sein soll.

Das Dach des Integrationshauses Wien bietet eine großartige Aussicht auf die Stadt Wien und darüber hinaus. Dies wurde zum Anlass genommen, für die BewohnerInnen dieses Hauses, deren Handlungsradius durch ihren speziellen Status als Asylwerber eingeschränkt ist, einen Dachgarten zu planen.

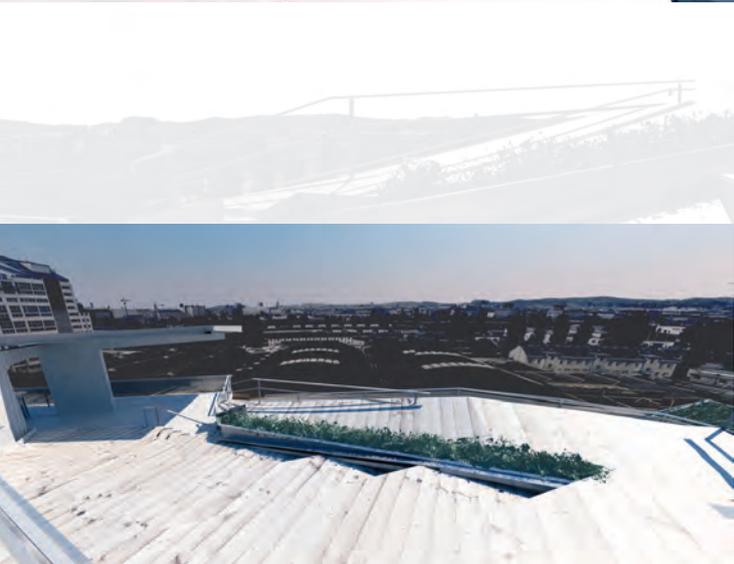
Die Erschließung neuer Perspektiven ist ein zentrales Thema des Projekts; die Spannung zwischen langfristigen und kurzfristigen Perspektiven, und wie das Ferne und Zukünftige im Nahen und im Jetzt erkannt, integriert und realisiert werden kann.

Ausgehend vom (Selbst-)Verständnis des Integrationshauses als einer Institution, die AsylwerberInnen neue Perspektiven eröffnet, bezieht sich das Entwurfsprinzip wesentlich auf den Ausblick vom Dach und basiert auf der Modulation des sich bietenden Panoramas. Entsprechend dem japanischen Shakkei-Prinzip wird die nahe und ferne Umgebung, obwohl physisch nicht zum Garten gehörend, in die Gestaltung des Gartens miteinbezogen. In einem Prozess auch visueller wechselseitiger Integration zwischen dem Haus und der Stadt Wien erstreckt sich der Dachgarten auf diese Weise über seine Grenzen hinaus.

Innerhalb des Dachgartens wird auf diese Weise eine vielfältige innere Zonierung in Gemeinschaftsbereiche und Rückzugsorte geschaffen, vereint mit einer klar gegliederten zeichenhaften äußeren Gesamterscheinungsform.

Der Dachgarten versteht sich dabei als additive Struktur, die in vielfältiger Weise die bestehenden räumlichen Qualitäten des Daches und die sich bietende Aussicht erschließt. Es wird also weniger ein herkömmlicher Garten mit allen Mitteln auf das Dach gesetzt, als vielmehr eine der Typologie des Daches entsprechende Ausformung eines Gartens entwickelt.





Ort

Engerthstraße 161–163, 1020 Wien

Design- und Projektarchitekt,

Konzept

Gregor Holzinger (Diplomprojekt im Studio Wolf D. Prix, Universität für Angewandte Kunst)

Konzept, Landschaftsdesign

Kieran Fraser, Iris Hercher

Projektkoordination

Bärbel Müller, Hannes Stiefel

Auftraggeber

bis Einreichung: Festival NEW CROWNED HOPE (vertreten durch Wiener Festwochen GesmbH)

für Ausführung: Förderverein „Horizont für das Integrationshaus“

Planung 2006–2007

geplanter Baubeginn

Sommer 2008

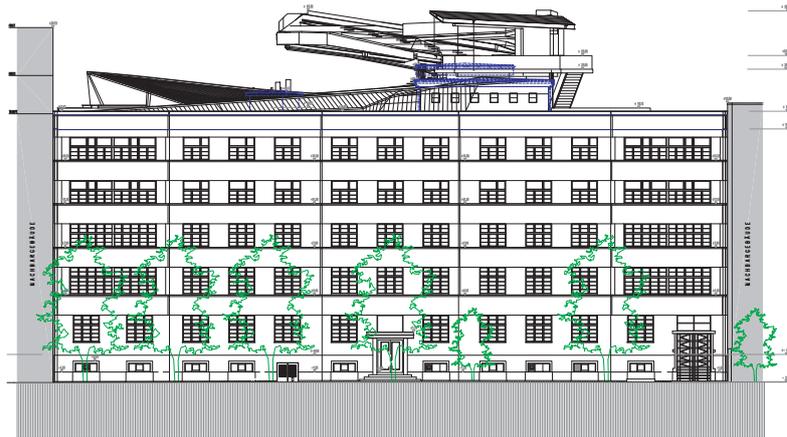
Kenndaten

430 m² begehbare Flächen (BGF)

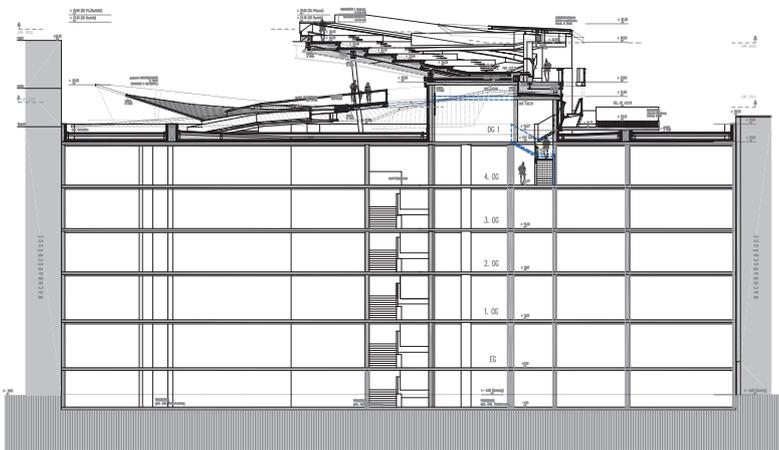
280 m² zus. überdeckte Flächen/ unbegehbare Rankhilfe für Kletterpflanzen

70 m² Nutzgarten

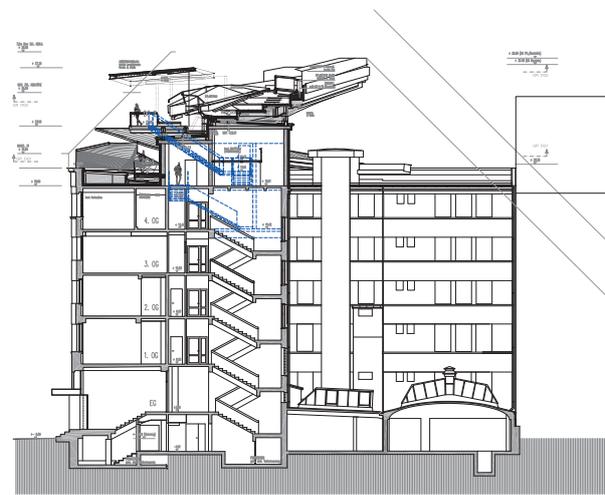
40 m² Spielbereich für Kinder



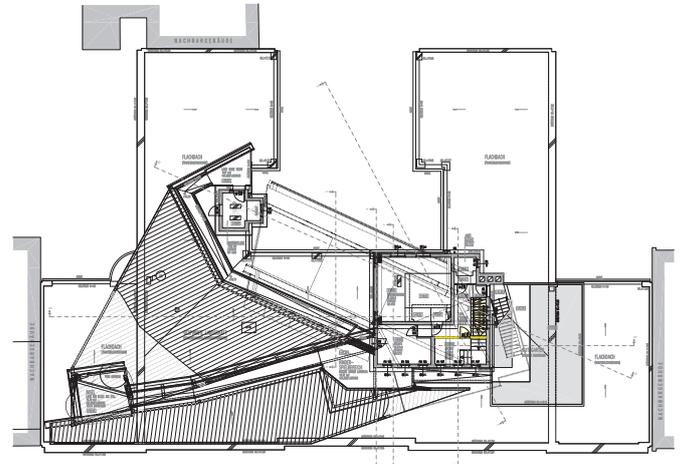
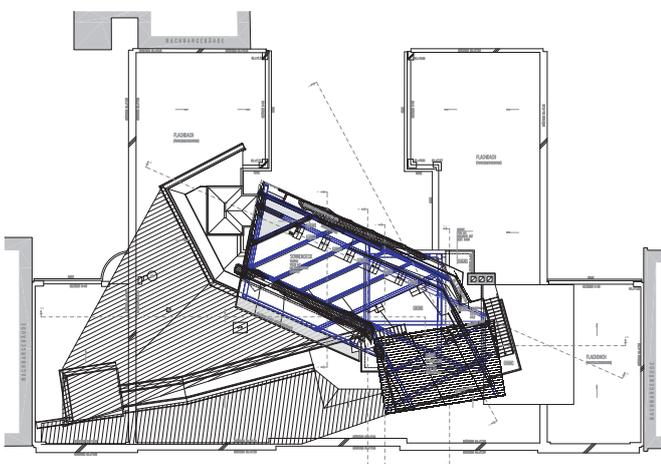
Ansicht Süd mit Hauptfassade



Längsschnitt

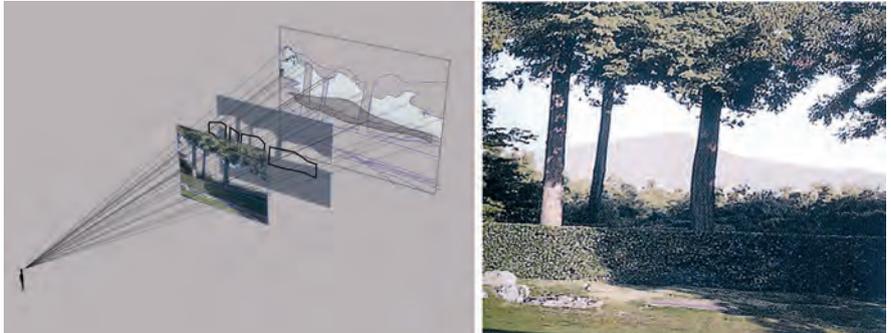


Querschnitt

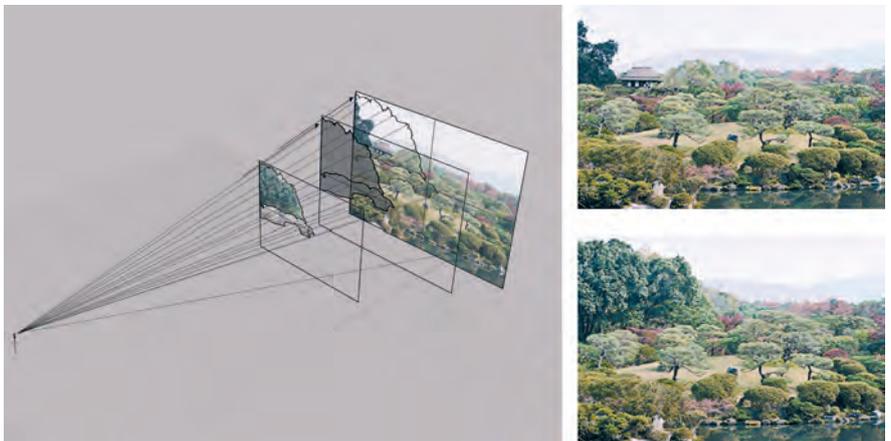
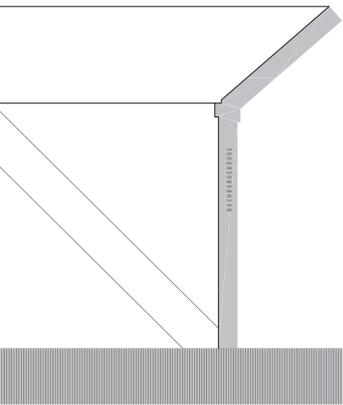




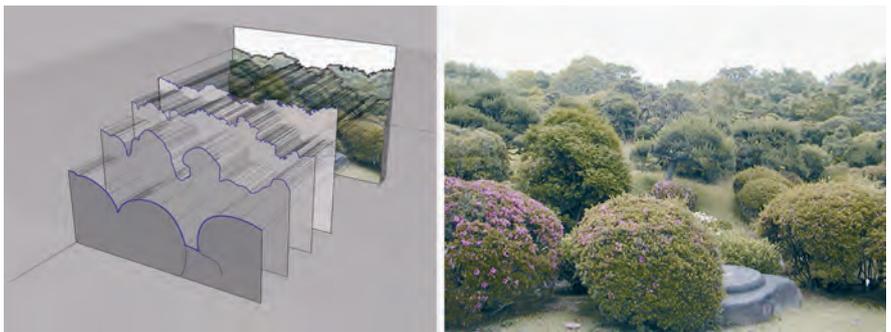
Adaption des japanischen Gartenbaukonzepts Shakkei für eine städtische Umgebung
Landschaft als Staffelung von Vorder-, Mittel und Hintergründen



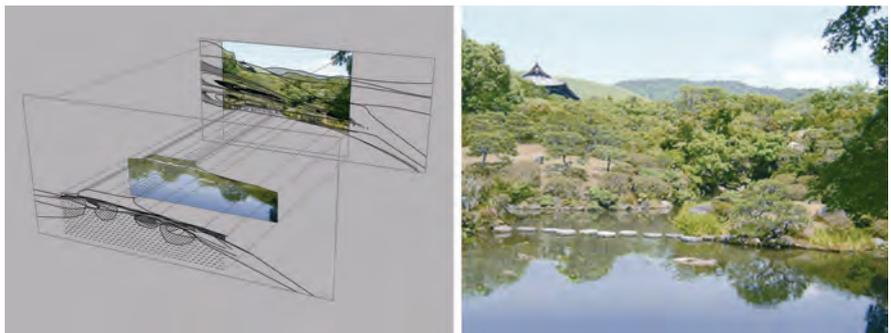
Rahmung: Miteinbeziehung der Umgebung in die Gestaltung des Gartens



Ausblendung von Objekten in der Landschaft: Regie im Sichtfeld als subtiles Theater



Überblendung in den Hintergrund: Verwischung der physischen Grenzen des Gartens



Künstliche Horizonte, das Sichtfeld als zweidimensionale Notation des Raums

Jedem sein Balkönchen

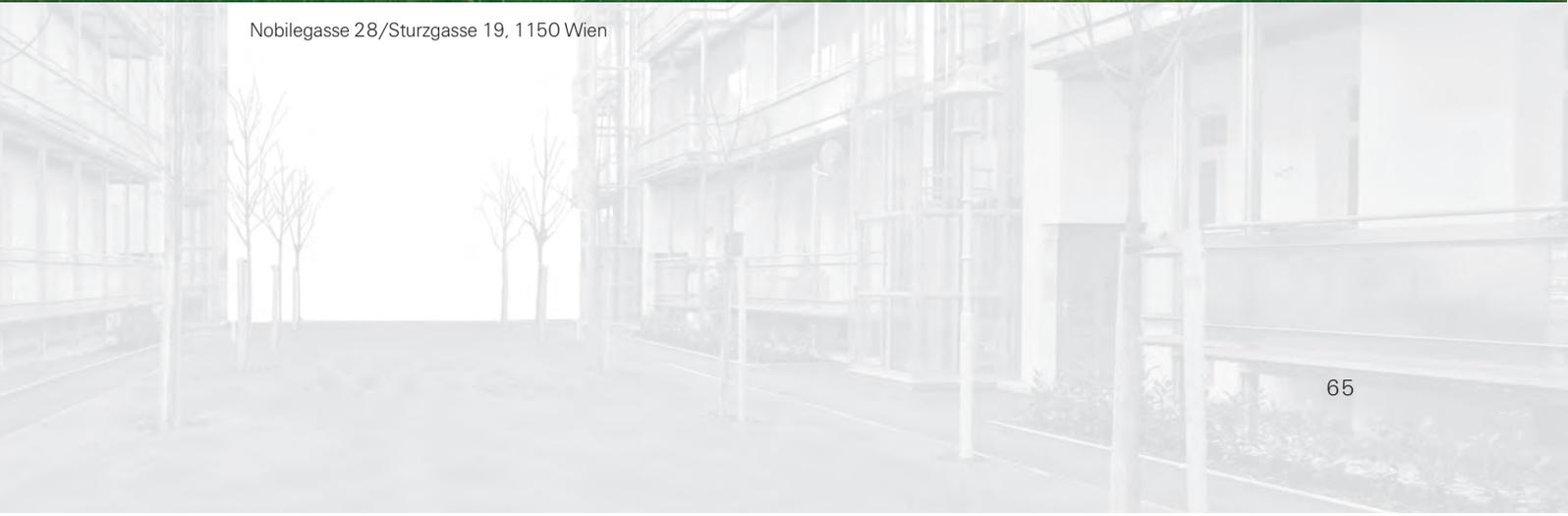
Beispiele zur gestalterischen Aufwertung von Hoffassaden für den Neubau- und Altbereich

War in der Gründerzeit der Repräsentationscharakter der Gebäude nach außen besonders wichtig und die Orientierung der Wohnungen auf den vom Straßenverkehr kaum belasteten Außenraum gerichtet, wird heute die Individualität hoch bewertet und eine Orientierung zum ruhigen Innenhof bevorzugt. Vermehrte Hofbegrünungen, Hofentkernungsmaßnahmen, begrünte Terrassen auf Hofgebäuden, der Fassade vorgeschaltete Balkone vermitteln eine steigende Tendenz für neue, qualitätvolle Innenhöfe und tragen dem verstärkten Wunsch vieler Wohnungssuchenden nach einem privaten Außenraum Rechnung. Durch die Schaffung von Balkonen, Loggien und Terrassen entstehen nicht nur „erweiterte“ Wohnzimmer in Form privater Freiräume, sondern die Fassade erhält eine gestalterische Gliederung, wirkt tektonisch interessant und bildet für die gesamte Hofsituation – vor allem für die anrainende Bevölkerung – eine optische Aufwertung. Dabei stehen Lösungen an, die den kleinen privaten Freiräumen eine hohe Gestaltqualität verleihen, die darunter befindlichen Wohnungen wenig beeinträchtigen, vor allem aber einen enormen Anreiz für ein urbanes Publikum darstellen.





Nobilegasse 28/Sturzgasse 19, 1150 Wien





© Architekt Konrad & Partner ZT Ges.m.b.H.

Robert-Hamerling-Gasse, 1150 Wien



© Architekt Konrad & Partner ZT Ges.m.b.H.

Selzergasse, 1150 Wien



© Arch. Dipl.-Ing. Franz Wölfler

Menzelgasse, 1160 Wien



© Hänel/Christian, MA 18

Balkon Straßenfassade Berlin

Hans-Richter-Gasse, 1190 Wien



© querkraft.architekten.at gmbh



Neulerchenfelder Straße, 1160 Wien



© Zobrena, Büro STR, Seichter

Hackeschen-Höfe, Berlin

Ausstellungseröffnung im Ragnarhof
11. März 2008



Umnutzung
Sanierung



Industriearchitektur für Kunst

Der Ragnarhof

Eine sensibel sanierte Industriearchitektur als Anlaufstelle für Kunstveranstaltungen aller Art. Die unterschiedlichen Nutzungen und Programme dienen zur Aufwertung eines erneuerungsdringlichen Viertels.

Geschichte

Das Haus Grundsteingasse 12 wurde im Jahr 1988 von Dr. Ragnar Mathey, einem Berliner, gekauft. Ehemals beherbergte dieses Haus die Kartonagenfabrik der Fa. Pollak im Fabrikstrakt und stand bei Übernahme kurz vor dem Abriss. Herr Dr. Mathey konnte dies verhindern und stellte Künstlern das Haus zur Verfügung. Damals wurde das Haus notdürftigst repariert und hat bis 2005 diesen ruinenartigen Zustand behalten. Nach dem Tod Dr. Matheys wurde das Haus nach langem Kampf von Herrn Thomas Heimel und Frau Mag. Lackner mit Hilfe von Herrn Dr. Lackner erworben und dessen Restaurierung begonnen.

Kunst

Das ehemalige Industriegelände wurde zu einer Kunstplattform für bildende und darstellende Kunst umfunktioniert und befindet sich seither in einem Kunstausnahmestand.

Das Fabriksgebäude bietet auf über 400 m² Platz für Ausstellungen und Veranstaltungen.

Im letzten Stock und im Anbau befinden sich Ateliers. Im Vorderhaus befinden sich 2 Wohnungen, 2 Ateliers sowie ein Fischhandel.

Das Viertel

Sichtlich hat Ottakring in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen, Ziel ist es, den 16. Bezirk aufzuwerten und die Standler im Brunnenviertel sowie alle Menschen aus den verschiedensten Kulturen, die im Viertel nebeneinander leben und arbeiten, zu unterstützen, damit sie kulturübergreifend gemeinsame Werte schaffen können. Anstrebenswert ist das Engagement, aus dem Nebeneinander ein Miteinander zu entwickeln, deshalb haben wir mit dem Ragnarhof eine Plattform für Künstler und Rezipienten gegründet, welche auf kultureller, sozialer und künstlerischer Basis integriert arbeitet. Mehr Informationen zum Hof sind auf www.ragnarhof.at zu finden.



Foto: © Friedl Jankoschek

Ort Grundsteingasse 12, 1160 Wien

Planung

Thomas Heimel und Mag. Nora Lackner

Baubeginn Sommer 2005

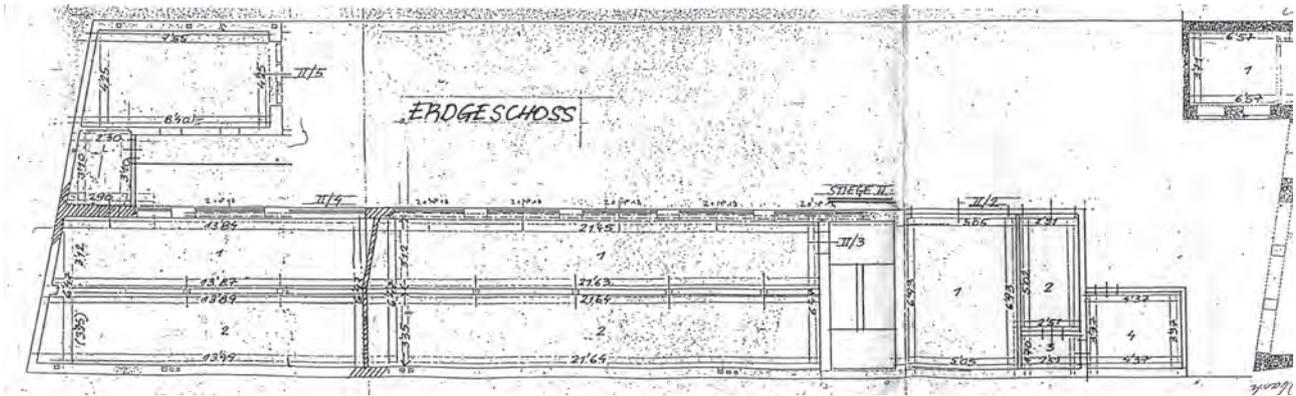
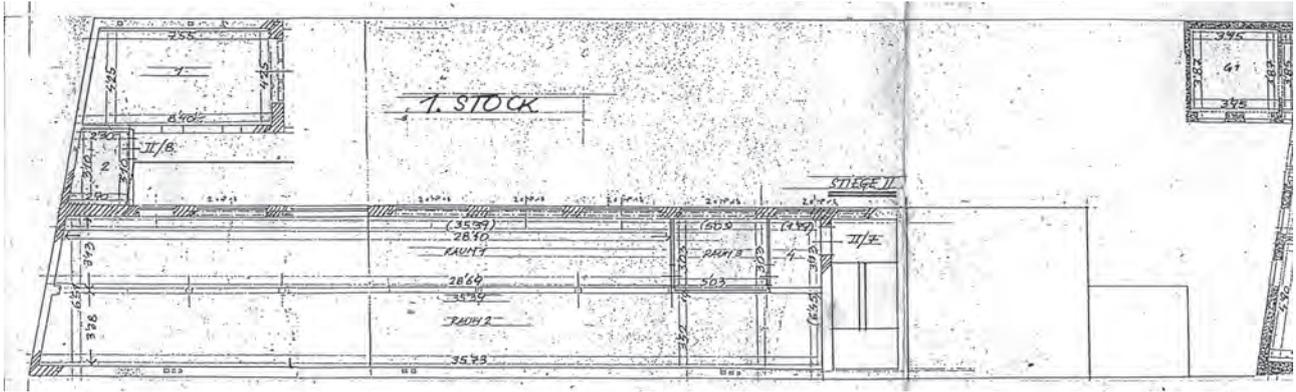
Entwurfszeitraum 1 Jahr

Mitarbeiter Sudy Michael, Donald Padel und andere Künstler









Die „überdachte“ Tankstelle

Eine Sockelsanierung im 18. Bezirk

Der kleinteilige Nutzungsmix der gründerzeitlichen Baustruktur führt zu Konflikten, deren Lösung zwar naheliegt, aber oft ungelöst bleibt.

Die gegenständliche Sockelsanierung ermöglicht neben der Verbesserung der Haus- und Wohnungsstruktur einen Interessenausgleich: Die Garage samt Tankstelle wird überdacht, begrünt und dient den Mietern als Hausgarten bzw. als Terrasse.

Einem dreigeschoßigen Gründerzeithaus in guter Lage, dessen Hof zur Gänze mit einer Garage und Tankstelle verbaut war, fehlte es an zeitgemäßem Wohnraum sowie an jeglicher Grünfläche. Zudem war die Liegenschaft unterklassig verbaut.

Die Aufgabenstellung lautete, unter Gewährleistung eines weitgehend ungestörten Garagen- und Tankstellenbetriebs, den vorhandenen Wohnraum auf zeitgemäßen Standard zu bringen, zusätzlichen Wohnraum zu schaffen, einen Aufzug einzubauen, den Hauseingang von der Garagenzufahrt zu trennen, auf dem Garagendach einen Grünraum zu gestalten und dem Haus zusätzliche Attraktivität zu verleihen.

Die Wohneinheiten sind nach dem Umbau zum ruhigen und hellen Hof hin orientiert. Das Garagendach bietet einen allgemein zugänglichen Grünraum sowie private Terrassen für die Wohnungen.





Foto: Architekt Kronreif & Partner ZT GmbH



Ort Martinstraße 56, 1180 Wien

Bauherr Dr. Edith Uferbach

Planung und Bauaufsicht

Architekt Kronreif & Partner ZT GmbH

Projektleiter

Architekt Dipl.-Ing. Günther Trimmel

Entwurf Dipl.-Ing. Anita Vrabec

Projektassistenz Maria Wagner

Statik Dipl.-Ing. Dr. Klaus Petraschka

Wohnnutzfläche 540 m²

Betriebsnutzfläche 480 m²

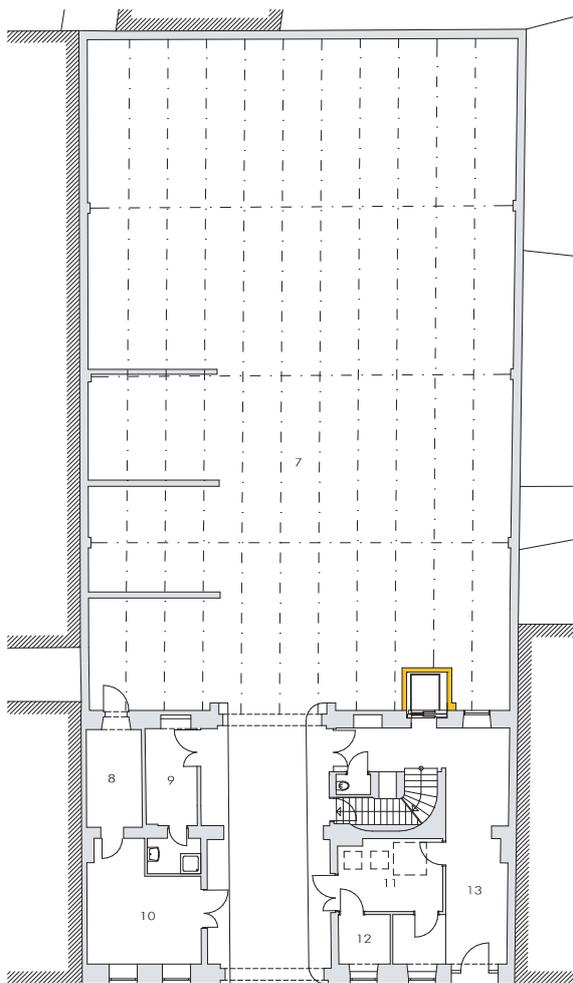
Baukosten 1.135.000 Euro

Planungsbeginn April 2003

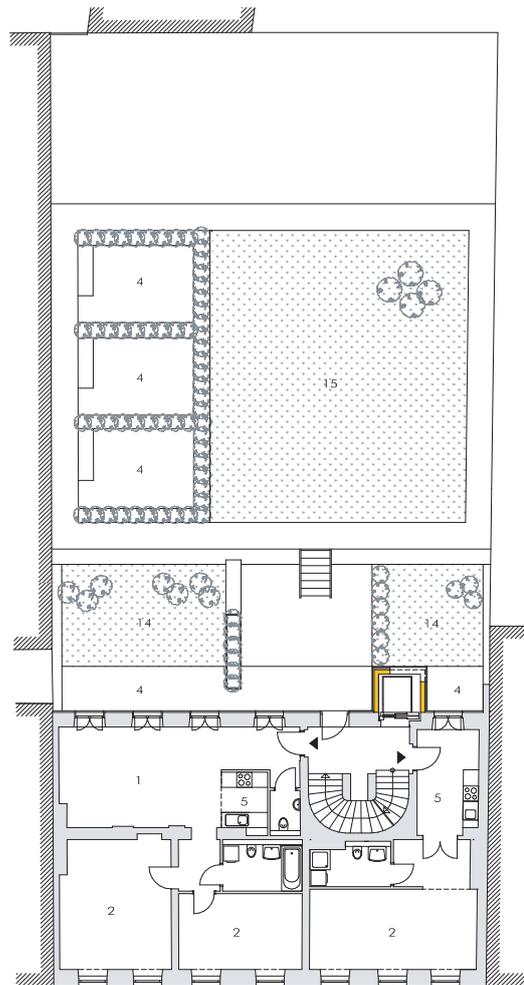
Baubeginn Jänner 2004

Fertigstellung Oktober 2004

Mit Mitteln der Wohnbauförderung errichtet



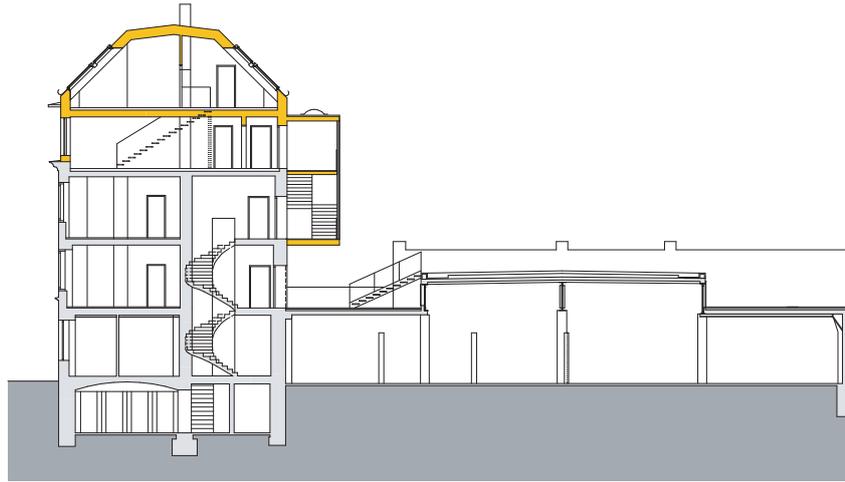
Erdgeschoß



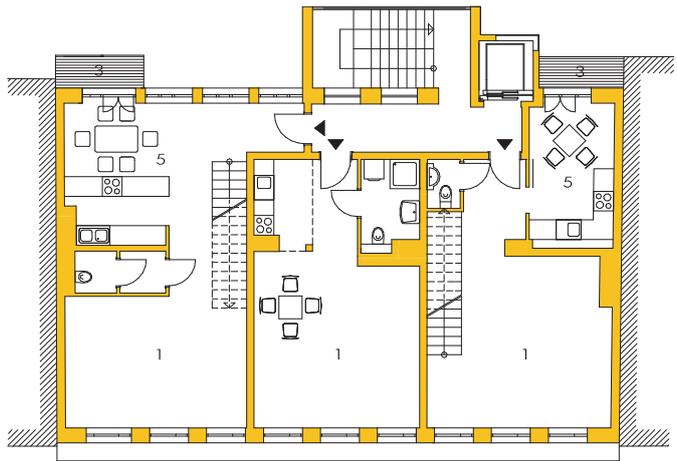
1. Obergeschoß



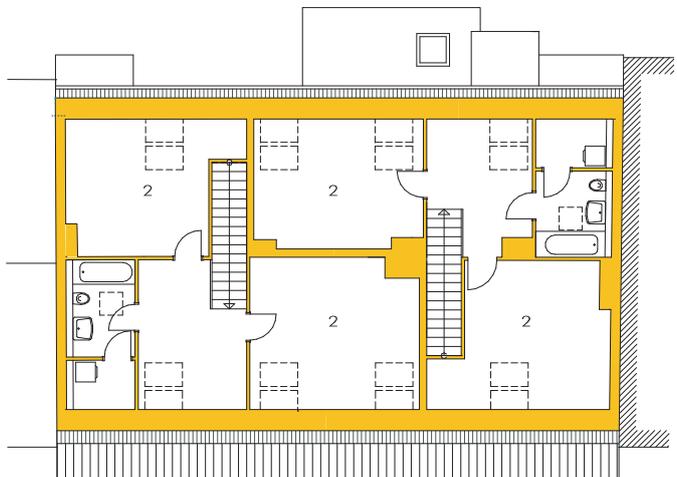
Vor dem Umbau



- | | |
|---------------------|---------------------|
| 1 WOHNRAUM | 9 TANKWART |
| 2 ZIMMER | 10 LAGER |
| 3 BALKON | 11 MÜLLRAUM |
| 4 TERRASSE | 12 TECHNIK |
| 5 KÜCHE | 13 HAUSEINGANG |
| 6 EINFAHRT | 14 MIETERGARTEN |
| 7 TANKSTELLE/GARAGE | 15 BEGRÜNTETES DACH |
| 8 ÖLRAUM | |



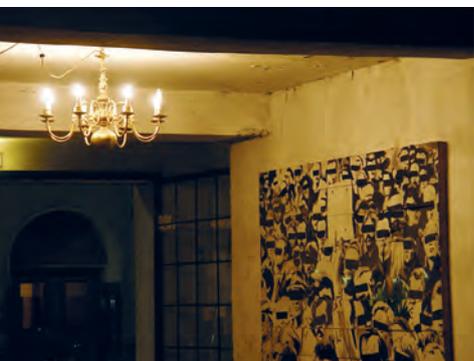
3. Obergeschoß



Dachgeschoß



Ausstellungseröffnung im Ragnarhof
11. März 2008



Initiativen Kommunikation



Selbst ist der Gärtner

Das Rubert-Mayer-Haus der Caritas für Obdachlose in Wien-Ottakring

Ein bislang unscheinbarer Teil eines Innenhofes wird durch eine Eigeninitiative der Bewohner des Hauses unter fachlicher Anleitung zu einer Grünoase für alle Mieter der Nachbarschaft umgestaltet.

Nach Einzug der Caritas 1995/96 wurde das Gebäude general saniert, der Innenhof war völlig kahl und bestand nur aus gepflastertem Weg und Rasenfläche. In den darauffolgenden Jahren begann einer der Bewohner gemeinsam mit einem Sozialarbeiter, die Bepflanzung sukzessive entstehen zu lassen. Das Wiener Stadtgartenamt hat durch die für jede/n zugängliche Förderung von Innenhöfen einen finanziellen Beitrag geleistet, auch informelle Beratung hat den Beginn der Hofgestaltung begleitet. Im Laufe der Jahre hat sich die Zusammenarbeit zwischen dem Bewohner und dem Sozialarbeiter sehr gut entwickelt, die anderen BewohnerInnen haben immer wieder durch Zuarbeit ihren Beitrag geleistet. Dabei ging es weniger um eine Eigenverantwortlichkeit, sondern um Mitarbeit, die zeigt, dass man gebraucht und wahrgenommen wird, dass durch die eigene Arbeit etwas entsteht und dass ein Ergebnis sichtbar wird und sich so eine direkte Verbundenheit zum eigenen Wohnort entwickelt.

Ort Kirchstetterngasse 26–28, 1160 Wien

Planer Ein Bewohner und Manfred Erjautz

Mitarbeiter

BewohnerInnen des Rupert-Mayer-Hauses

Auftraggeber Eigeninitiative der Caritas

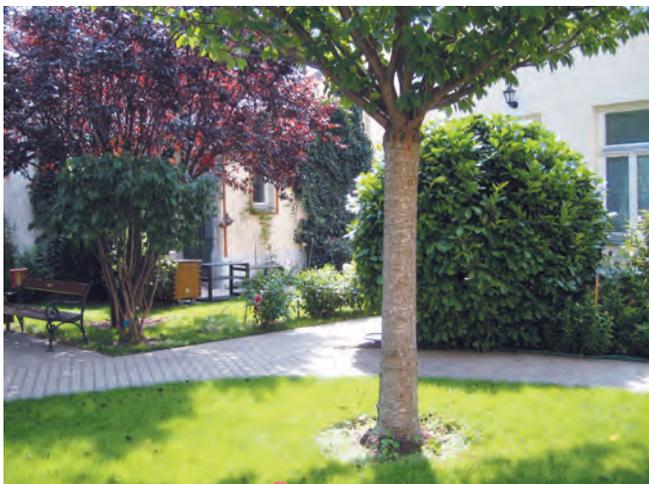
Fertigstellung nie

Entwurfszeitraum seit 1996

Innenhof ca. 550 m²









Vor der Initiative



Durch die Lage im Dachgeschoß erhält der Gemeinschaftsraum hohe Attraktivität

Die Gemeinschaft mit Ausblick

Ein Neubau in der Koppstraße

Die Qualität eines Hauses wird nicht allein von den Wohnungsgrundrissen und privaten Freiräumen (Loggia, Terrasse, Balkon) geprägt, sondern auch von allgemein zugänglichen Gemeinschaftsräumen. Das gegenständliche Projekt sieht einen Spielraum samt Terrasse für Kinder vor, der eine verbesserte Kommunikation der Hausbewohner ermöglicht. Der schönste Raum, die beste Aussicht sollte allen Bewohnern offen stehen.

Die Lage an einer stark befahrenen Straße sowie das gründerzeitlich geprägte Umfeld mit massiven Hinterhofbebauungen haben die Gestaltung dieses Wohnhauses beeinflusst. Ein Großteil der Wohnungen ist durchgesteckt, sodass insgesamt 20 von 25 Wohnungen quer durchlüftet sind.

Durch Rücksprünge an der Straßenfront entstehen großzügig verglaste Nischensituationen, die den Wohnungen einen Bezug nach außen vermitteln.

Ort Koppstraße 12, 1160 Wien

Architekten

BLAICH + DELUGAN ARCHITEKTEN

Auftraggeber

GSG – Gesellschaft für Stadtentwicklung und Stadterneuerung Gemeinnützige GesmbH

Planungszeit 2003–2006

Bauzeit August 2006–September 2007

Nutzung 25 WE/1 Ordination/1 Lokal – 2.240 m² vermietbare Nutzfläche, Gemeinschaftsraum und Gemeinschaftsterrasse im 2. Dachgeschoß

Mit Mitteln der Wohnbauförderung errichtet





Foto: Blach + Delugan Architekten



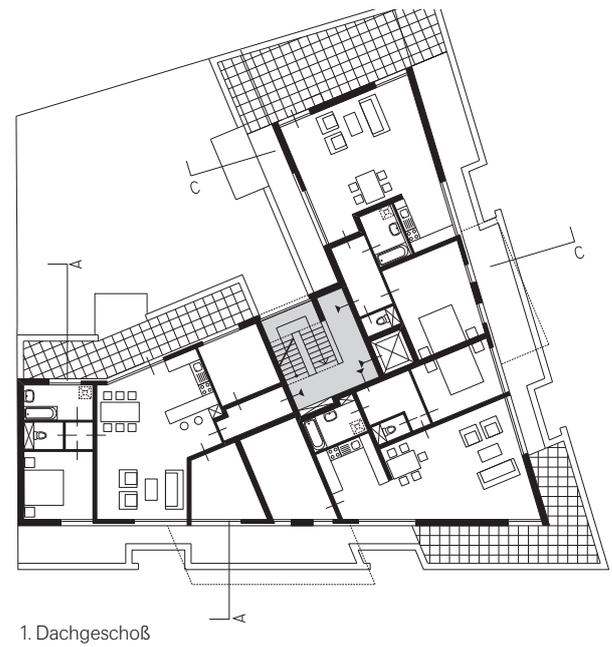
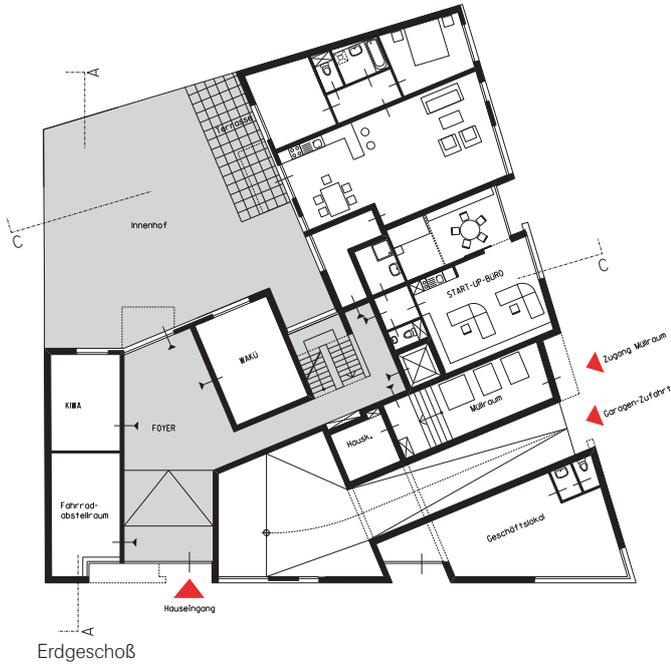


Fassade Koppstraße



Niemeyergasse



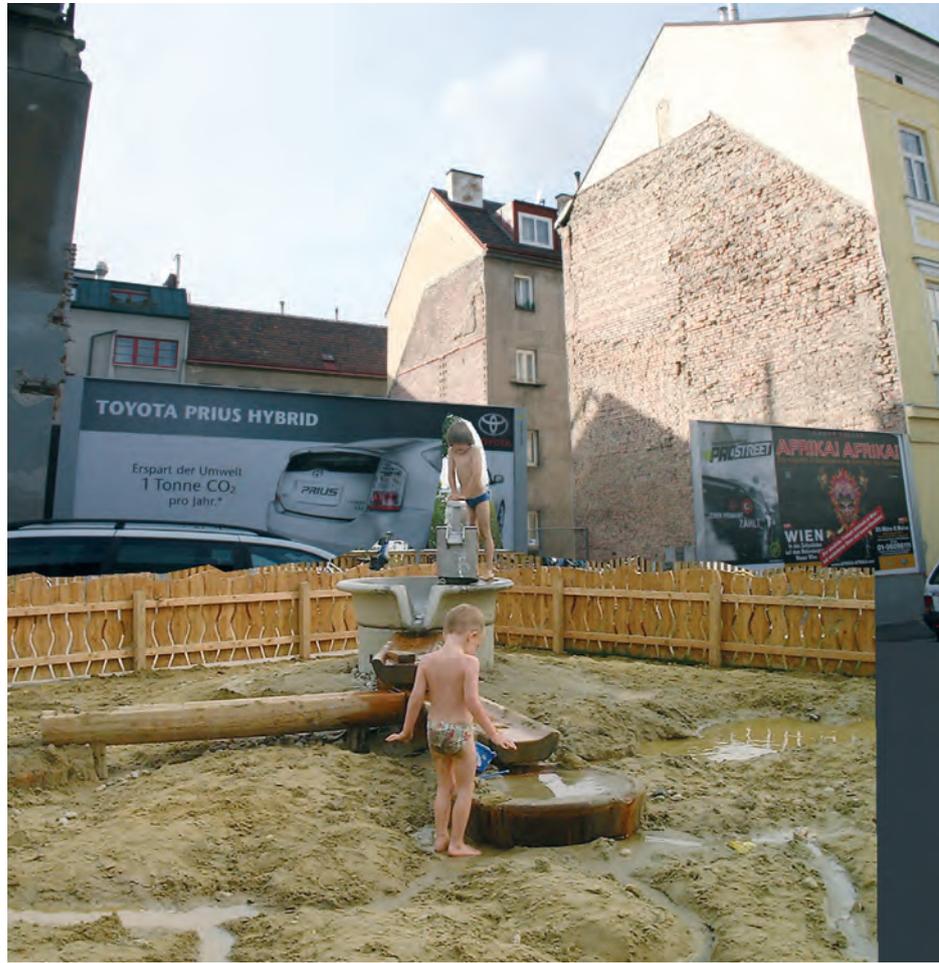


einfach-mehrfach

In einer wachsenden Stadt ist tendenziell immer zu wenig Platz für die vielen, zum Teil konkurrierenden Nutzungsansprüche der unterschiedlichen Gruppen. Statt mit Verboten zu operieren, setzt Wien nach Möglichkeit darauf, neue Angebote zu setzen und damit – zumindest temporär – lokale Konflikte und Dichtestress zu reduzieren. Das strategische Projekt „einfach-mehrfach“ unterstützt die Möglichkeiten, kreativ neue „Spielräume“ zu erschließen.

Gerade in den dicht bebauten gründerzeitlichen Stadtteilen können z. B. Schulhöfe durch eine Mehrfachnutzung, das bedeutet also tägliche Öffnung nach dem Unterricht, an den Wochenenden und/oder in den Ferien, interessante Freizeitinfrastruktur für die Wohnumgebung sein ...





Auch Baulücken können in der Zeit zwischen Räumung und Neube-
 bauung mehr als nur Parkplätze sein. Sie ermöglichen wie im Labo-
 ratorium, Trends und neue Ausdrucksformen urbaner Aktivitäten
 auszuprobieren (... sportliche Events, mit einfachen Mitteln neue
 „Spielinseln“ schaffen, Musik machen, gemeinschaftliches Gärtnern,
 der Beachvolleyballplatz für eine Saison – „Sommer und barfuß mit-
 ten in der Stadt“ –, Freiluftkino, Garten der Ruhe und Be(Sinn)ung,
 künstlerische Interventionen ...).

* Jutta Kleedorfer ist Projektkoordinatorin für Mehrfachnutzung in der MA 18



Reinsetzen: Öffentlicher Frei- und Grünraum in der gründerzeitlichen Stadt

Um sich in die Nesseln setzen zu können, müssen diese erst einmal wachsen können.

Wo und wie können wir uns in den Freiraum setzen? Die Erneuerung der Gründerzeitviertel wird in erster Linie objektbezogen gedacht, die städtische Gesamtstruktur bedarf einer größeren Aufmerksamkeit. Die Gesamtfinanzierung des Stadtraums, also auch des öffentlichen Raums, muss von allen getragen werden, mit einem wesentlichen Beitrag derjenigen, die von dem Funktionieren der Stadt und der Versorgung mit Grünraum, Freiraum und Infrastruktur profitieren.

Grün- und Freiraum sind nicht klar zu trennen, daher sind hier alle Strukturen und Stadträume gemeint, die nicht bebaut sind. Sie dienen dem Aufenthalt, der Erschließung, der Erholung, dem urbanen Leben und sind Orte der Verbesserung von Luft, Kleinklima, Boden, Wasserhaushalt, Pflanzen- und Tierwelt, kurz der allgemeinen Lebensqualität in der Stadt, unter anderem auch als sichtbarer freier Wirkungsraum. Der Schwerpunkt des öffentlichen Interesses liegt in der Gewährleistung der urbanen Lebensqualität.

Die ArchitektInnen und StadtplanerInnen der Gründerzeit haben ein wohlgeordnetes System hinterlassen: Orthogonale Straßenfreiräume, an einigen Stellen kleine Grünanlagen anstelle von Baublocks. Diese bestehen aus Blockrandbebauungen, welche die theoretisch großen Innenräume umschließen, dem Verkehr abgewandt, Ruhe bietend. Es ist eine praktische Struktur, deren Flexibilität sich über die Jahre bewährt hat.

In den Innenhöfen wurden in den letzten hundert Jahren in wiederkehrenden Schüben Bauten errichtet, die Gewerbe oder Wohnungen beinhalten. Der Freiraum wurde durch sie reduziert und unterteilt.

Der für halböffentlichen Freiraum prädestinierte Hof wird in kleinere Einheiten geteilt, großzügiges Spiel ist dadurch nicht möglich, selbst wenn die Eigentumsverhältnisse es erlaubten und die handelnden Personen mit Zusammenlegungen einverstanden wären. Es bleiben hier also die individuellen, privaten Freiräume. Die Funktionen dieser „wohnungsbezogenen Freiräume“ übernimmt entweder der neu errichtete Balkon, der winzige, private Garten, oder, wo diese fehlen, trotzdem die außenliegende Straße. Die „eingesetzten“ Neubauten profitieren von ruhigen Hoflagen, stellen kleine Wohnungsfreiräume zur Verfügung, sei es Balkon, Hof oder Garten. Die Verbesserungen sind evident: Das in Wien seltene Element Balkon ermöglicht den Schritt von der Wohnung nach draußen, den Frühstückskaffee oder das Abenddachtel im Freien. Sie beleben zusätzlich den Freiraum. Die individuellen Wohnsituationen sind besser geworden, siedlungsbezogene (kollektive) Außenräume sind dadurch jedoch keine entstanden. Sie beschränken sich zumeist auf Erschließung und vorgeschriebene Kinderspielplätze. Die Verkleinerung der zugänglichen Freiräume erfolgt in diesem Fall nicht durch Bebauung, sondern durch Privatisierung der Bodenflächen. Die Durchlässigkeit wird schwieriger zu realisieren.

Auch in der neu gedachten Gründerzeit ist das **Denken im Freiraumsystem** unabdingbar. Sichere, auch öffentliche Durchwegungen sind daher bei der baulichen Erneuerung im Gründerzeitviertel herzustellen. Ob die Versorgung mit Freiräumen ausreicht oder ob ein Defizit besteht, ist nicht von einem einzelnen Bauplatz aus zu beurteilen.

Frei- und Grünräume bedürfen einer strukturellen **Kontextualisierung**. Ihre Gestaltung hat auf die Potenziale und Eignungen der Umgebung zu reagieren. Wird durch eine bauliche oder privatisierende Verdichtung

* Lilli Lička ist Professorin und Institutsleiterin am Institut für Landschaftsarchitektur an der Universität für Bodenkultur Wien und Landschaftsarchitektin.

der Bedarf an öffentlichen Grün- und Freiräumen angehoben, ist die Erreichbarkeit derselben, aber auch ihre Herstellung und Erhaltung von der öffentlichen Hand mit Unterstützung der Bauherren zu gewährleisten. Das Gesetz sieht in Wien und Österreich keine solche Maßnahme vor, sie anzustreben ist ein politisches Ziel. Individuelle und private Freiräume ersetzen die Notwendigkeit ausreichender, qualitätvoller öffentlicher Freiräume nicht. Die urbane Kommunikation findet in diesen statt, vielerlei Betätigung ist im Privaten (ab einem gewissen Alter erst recht) nicht möglich. Für diese Anforderung müssen verschiedene Möglichkeiten durch unterschiedliche Gestaltung und Ausstattung in den Freiräumen angeboten werden. Gerade die Grün- und Freiräume der Gründerzeitviertel – hier zählen diejenigen mit einigen tausend Quadratmetern bereits zu den großen – werden mit Ansprüchen überfrachtet, was zu einer undifferenzierten (Über-)Ausstattung führt. Räumliche und gestalterische Qualitäten treten dadurch in den Hintergrund. Die Verteilung von verschiedenen Nutzungsschwerpunkten auf die zumeist kleinen Anlagen trägt besser zur Abdeckung aller Bedürfnisse bei als die Unterteilung der Anlagen in viele Bedarfsbereiche.

Aufwertung von Straßenfreiräumen und Plätzen

Anschlüsse von (Wohn-)Bauprojekten an den öffentlichen Raum können diese aufwerten, vor allem, wenn attraktive öffentliche Räume vorhanden und erreichbar sind, die flächenmäßige oder andere Defizite der privaten Grundstücke kompensieren. Die privatwirtschaftlichen NutznießerInnen sollen daher zur Finanzierung der städtischen Lebensqualität beitragen, die über die Ersatzpflanzung laut Baumschutzgesetz hinausgeht. Die Vernetzung des nutzbaren Freiraums erfolgt durch unterschiedliche Wegeverbindungen. Die systematische Verknüpfung von Grünstrukturen ist notwendig, um Biotopverbindungen ebenso wie die funktionale

Durchgängigkeit zu gewährleisten. Bei der Erneuerung im gründerzeitlichen Gebiet sind also vor allem auch Kleinstrukturen zu fördern, auf kleinräumige Verbesserungen Wert zu legen, Verbindungen zu verbessern, Gehsteige zu verbreitern, Alleen oder Straßenbäume herzustellen, öffentliche Dachgärten (über Tiefgaragendächer hinaus) mitzudenken.

Besonders die Abstimmung an den Schnittstellen zwischen öffentlichen und privaten Frei- und Grünräumen bedarf einer genauen Betrachtung, hier kann die öffentliche Hand Anknüpfungen vorgeben. Der Nachweis von Freiraumqualitäten in Bauprojekten und deren Schnittstellen zum öffentlichen Raum sowie wechselseitige Aufwertung ist einzufordern.

Eigentumsgrenzen, Widmungsgrenzen sind für das Denken im Gesamtraum vor allem für seine Realisierung hinderlich. Intensivere Koordination der Zuständigkeiten ist hier notwendig, um urbane Raumeinheiten wahrzunehmen und zu berücksichtigen.

Die **Gestaltung der Grün- und Freiräume** erfolgt zumeist nach der Bebauung. Räumliche und funktionale Defizite, die durch die Bebauung entstehen, sind auch durch gute landschaftsarchitektonische Gestaltung nicht aufhebbar.

Die grundlegenden Festlegungen der Gestaltung (Gestaltungskonzept) müssen im urbanen Gesamtkontext erfolgen, da Grün- und Freiräume, Erschließungsräume und Bebauung zusammenwirken und sich gegenseitig beeinflussen. Dies erfordert Beiträge verschiedener Disziplinen zu jeder Planungsphase von Bebauung und Freiraum sowohl von Seiten des Bauprojekts als auch von Seiten der behördlichen und allgemein öffentlichen Prüfung. Die Realisierung von Freiraumstrukturen ist aufgrund des Pflanzenwachstums langfristiger als jene von Gebäuden. Die Sicherstellung eines räumlichen Grundgerüsts, das flexible Nutzungsänderungen verträgt, erfordert eine hochwertige gestalterische Konzeption. Die Ausstattung der Grünräume ist flexibler als das Raumgerüst, durch sie können Anpassungen etwa an Nutzungsänderungen temporär oder sequenziell

erfolgen. Planung und Realisierung der Frei- und Grünräume soll daher vor, spätestens jedoch zeitgleich mit dem Bau erfolgen. Pflanzflächen auf Mutterboden sind vorzusehen, eine ausreichende Mächtigkeit (= Schichtdicke) des Pflanzsubstrats auf Unterbauten sicherzustellen. Pflegebudgets sind auf Lebenszyklen der Bestandteile von Grünräumen auszulegen, Alterung, Pflege und Erhaltung von Grünräumen zu Beginn mit zu konzipieren und realistisch zu budgetieren. Die klimatische Ausgleichswirkung ebenso wie die Aufenthaltsqualität erfordert einen gesunden, kräftigen **Vegetationsbestand**. Dieser ist auf den Kontakt mit dem Mutterboden angewiesen, die Unterbauung der Freiflächen mit Tiefgaragen hat auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen.

Die Gestaltung von wohnungsnahen Freiräumen hat sich in Wien verbessert. Vor allem durch die Forderungen, an die die Förderungen geknüpft sind, und durch die Prüfung im Grundstücksbeirat sind kompetentere Entwürfe umgesetzt worden. Das freiräumliche Gesamtsystem, das über die Bauparzelle hinausgeht, ist von übergeordneter Bedeutung, daher auch von übergeordneter Stelle zu sichern.

Dies betrifft die ausreichende Versorgung, die Vielfalt des Angebots und die Erreichbarkeit gleichermaßen. Quantität ist Grundvoraussetzung, um Qualität herzustellen. Sie kann sie jedoch nicht ersetzen.

Die gestalterische Qualität bestimmt die Charakteristik der Anlage. Ihre Abstimmung auf die örtlichen Möglichkeiten ist Voraussetzung für ein langfristiges Funktionieren, sowohl gestalterisch als auch funktional.

Dies trifft auf neue Freiräume bei Bauprojekten ebenso zu wie auf öffentliche Grün- und Freiräume.

Die Qualität von Gestaltung bezieht sich auf die Organisation und Definition von Räumen, Zonierung, Gestaltung der Grenzen, Sichtbezüge, Beachtung des architektonischen Bestands, Differenzierung der Wegeverbindungen, Farb- und Materialkonzept, Belichtung und Beleuchtung, Ausstattung und Möblierung,

Bepflanzung (vgl. Jeschke, Lika 2008) beziehungsweise Umgang mit Vegetationsbestand. Der Grad der Vorgabe von Nutzungen beeinflusst die Verteilung der Aneignungsmöglichkeiten (vgl. Grimm-Pretner 1999). Kriterien der Sicherheit sind in der Gestaltung zu berücksichtigen, auch jene, die das Sicherheitsgefühl beeinflussen.

Freiflächen und Grünräume sind nur dann als Kompensation städtischer Dichte wirksam, wenn sie tatsächlich frei bleiben und nicht bebaut oder überdacht werden. Überbauungen wie auch großflächige Dächer stellen de facto eine Reduktion des Freiraums und des potenziellen Vegetationsraums dar. Beschattungsnotwendigkeiten können anstelle von Dächern durch Bäume nachhaltig abgedeckt werden. Der Beitrag des Grünraums zum Stadtsystem bleibt dadurch aufrecht. Grün- und Freiräume sind gestalterisch und funktional zu optimieren. Die Stadtgärten nehmen sich die „Entwicklung einer authentischen, ortsspezifischen Gestaltungslösung für jede Parkanlage“ (MA 42 2008:1) vor. Das Herausarbeiten von Topografie, Morphologie, Vegetationsbestand und Sichtbezügen ermöglicht eine spezifische Antwort auf den Raum. Bestand und Potenzial sind zu diesem Zweck funktional und räumlich genau zu erforschen und als Grundlage in die Planung einfließen zu lassen. Bestandserhebungen werden bis dato nicht als Planungsschritt abgegolten, dies ist jedoch erforderlich, um die Eignung eines Raums zu kennen. **Eignungsprofile** von Grün- und Freiräumen definieren das Potenzial und die Stellung im Freiraumnetz (vgl. KoseLička et al. 2001). Licht- und Schattenprofile erläutern die Eignung für Nutzung, Bepflanzung und Materialität.

Die Weiterentwicklung gestalterischer und prozessualer Möglichkeiten erfordert Mut zum **Experiment** und Rigorosität in der **Evaluierung** sowie die Einbeziehung bzw. Einholung wissenschaftlicher **Expertise**.

Literatur

Arbeitsgemeinschaft Migration, Asadi Shams, Gerlich Wolfgang, Grimm-Pretner Dagmar, Ritt Winfried, Schawerda Anette (1996) VorOrt im Vorort, Nutzungskonflikte im öffentlichen Raum, Workshop-Dokumentation, unveröffentlichtes Manuskript, Wien

Corajoud, Michel (2006) „L'espace public contemporain: crise ou mutation?“ in: Texier, Simon a. a. O., S. 252–264

Gehl Jan (2007) Public Spaces for a changing public life, In: Ward-Thompson, Catherine and Travlou Penny (Ed.) Open Space People Space, Taylor an Francis, London and New York, p. 3–9

Grimm-Pretner, Dagmar et al.: „Differenzierung, Gestaltanalyse öffentlicher Parks und Plätze in Wien unter besonderer Berücksichtigung von geschlechtssensiblen Gestaltungsansätzen“, i. A. der Leitstelle Alltags- und Frauengerechtes Planen und Bauen der MD - Stadtbauverwaltung Wien, 2002

Grün Stadt Zürich (2006) Das Grünbuch der Stadt Zürich integral planen – wirkungsorientiert handeln, Zürich

KoseLička und Alzinger-Thomczyk: Freiraum für den Alsergrund, Erhebung und Optimierung öffentlicher Freiräume unter Berücksichtigung ihrer Eignungsprofile (2001), Konzept zu einer Untersuchung, unveröffentlichtes Manuskript, Wien

KoseLička (1995) Bitte warten! Haltestellen in ihrem räumlichen Zusammenhang, i. A. der MA 57, Frauenförderung, Wien

Lička, Lilli (2006) Qualitätvolle Landschaftsarchitektur, in: ARGE Baukulturreport (Hg.) Österreichischer Baukulturreport, i. A. Staatssekretariat für Kunst und Medien, Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit Wien, S.30–32

Lička, Lilli, Jeschke, Laura (2008) Gartenräume, Ulmer Verlag Stuttgart

Magistratsabteilung 42 (2005), Stadtgartenamt und MD-Stadtbauverwaltung, Leitstelle Alltags- und Frauengerechtes Planen und Bauen (ohne Datum) Planungsempfehlungen zur geschlechtssensiblen Gestaltung von öffentlichen Parkanlagen, <http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/alltagundfrauen/rtf/planung.rtf>, Zugriff 2.2.2008

Stadtentwicklung Wien, Magistratsabteilung 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung (2005) Stadtentwicklungsplan 2005, Wien

Stadtplanung Wien (1996): Gestaltungskonzept für Grünflächen, <http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/gestaltungskonzept/index.htm> 2.2.2008

Texier, Simon (2006) Voies publiques, Histoires & pratiques de l'espaces public á Paris, Édition du Pavillon de l'arsenal, Paris

Wiener Stadtgärten (2008) Park-Planungsleitbild Wien, unter besonderer Berücksichtigung des Gender-Mainstreaming

Die Diskussionen im Rahmen der Ausstellung

Im Rahmen von zwei Diskussionsrunden in der Ausstellung „Reinsetzen“ wurde debattiert, welche Bedeutung gegenwärtige Architektur und Stadtplanung im gründerzeitlichen Kontext für den Stadtraum und für die BewohnerInnen haben.

Die folgenden beiden Abschnitte sind jeweils Zusammenfassungen mit den wichtigsten Beiträgen dieser Diskussionsrunden, wobei die mündlichen Beiträge ein wenig für die schriftliche Form adaptiert wurden.

Diskussionsrunde 1: Gründerzeithäuser, Baulücken, Architektur – eine Chance zur Aufwertung eines Baublocks oder gar eines Viertels?

Robert Temel: Heute sind der kleine Maßstab, die einzelne Parzelle und ihre Auswirkung aufs Umfeld das zentrale Thema. Es kann um Neubau, Sanierung, Freiraum, Grünraum, auch Abbruch gehen. Und es geht darum, wie Projekte über die Parzelle hinaus ausstrahlen können, wie sie zu einer Aufwertung im Block, in der Straße oder im ganzen Viertel beitragen können. Aufwertung meint in diesem Zusammenhang eine Verbesserung der Lebensqualität nicht nur unmittelbar für die BewohnerInnen eines einzelnen Gebäudes, sondern auch für AnrainerInnen und BenützerInnen des öffentlichen Raums. Zu Beginn steht der Loos'sche Ausspruch: Jede Veränderung, die keine Verbesserung ist, ist eine Verschlechterung. Wenn man sieht, was in Wien im gründerzeitlichen Kontext an Neubau und Sanierung geschieht, ob das zu einer Verbesserung des Umfelds, zu einem Ausstrahlen beiträgt, lässt sich sagen, manches leistet das, das meiste tut es aber nicht.

Andreas Groll: Das Projekt in der Sperrgasse (siehe S. 46) ist ein Beispiel für eine Entwicklung, die auch das Umfeld positiv beeinflusst: Die Genossenschaft erwarb das Objekt von der Stadt und wurde von der

Baudirektion und dem Wohnfonds motiviert, die Substanz im extrem dichten Hof rückzubauen. Man hat zwei Geschoße plus das bestehende Dachgeschoß abgetragen und drei gestaffelte Geschoße sowie den Dachausbau am Vordertrakt als Flächenausgleich ergänzt. Wesentlich war, dass die Genossenschaft angrenzend weitere drei Liegenschaften besitzt, so dass in Zukunft eine zusammenhängende Hoffläche entstehen soll.

Robert Kniefacz: Unsere Motivation für die Ausstellung war, ausgehend von der Situation im Wohnbau mit rationalisierten Grundrissen und ökonomischem Druck, Qualitäten in der Baulückenverbauung zu suchen. Es wurden 19 Ideen gefunden, aber kein Projekt, das alles kann. Alle Projekte sind wunderbare Architekturen. Das eine setzt den Schwerpunkt in der Ökologie, das andere bei offenen Erdgeschoßzonen oder in soziale Interaktion. Die Frage blieb offen, warum das nicht alles in einem Projekt möglich ist.

Michaela Trojan: Wir haben keine Standardkunden und daher auch keine Standardgrundrisse. Es ist zwar richtig, dass es ein paar unbestrittene Qualitäten gibt, aber gleichzeitig gibt es auch sehr unterschiedliche Kundentypen mit sehr unterschiedlichen Bedürfnissen. Deshalb wäre ein Standardhaus nicht sinnvoll.

Karl Wurm: Auch ich habe ein Problem mit dem Haus, das alles bieten kann, wegen der völlig verschiedenen Nutzerinteressen. Es gibt gewisse Grundqualitäten, die müssen gewährleistet sein, da ist gerade Wien im Vergleich sehr gut. Aber aktuell ist die entscheidende Restriktion der enorme Preisanstieg im Bauwesen. Die Bauwirtschaft hat Hochkonjunktur und bietet am liebsten nur mehr für Neubau mit über hundert Wohnungen an. Bauträger, die auch im kleinteiligen Segment tätig sind, müssen Pakete mit größeren Neubaulprojekten schnüren, damit Baufirmen Aufträge annehmen. Eine Mischung aus Sanierung und Neubau ist für eine Baufirma diffizil, und das lässt sie sich bezahlen.



Ich glaube, dass jede Veränderung etwas Positives ist. Es gibt Gebiete, wenn dort nicht kontinuierlich etwas passiert, wird der gesellschaftliche Zusammenhang noch schwieriger werden. Zum Glück gibt es die Wohnbauförderung, die steuern kann. Ohne die würde es nicht funktionieren.

Robert Temel: Die zentrale Frage ist nicht so sehr die nach dem perfekten Haus mit den perfekten Wohnungen, die alle gleich sind, sondern die, warum es wenige Häuser gibt, die über sich selbst hinaus auf den öffentlichen Raum wirken.

Robert Kniefacz: Ich möchte der These von der prinzipiell guten Veränderung widersprechen: Wenn man durch den 16. und 17. Bezirk geht und die Lückenbebauungen seit den 1980er-Jahren betrachtet, sieht man, dass es zu einer massiven Abwertung des öffentlichen Raums kommt. Entlang dieser Häuser gibt es eine tote Erdgeschoßzone.

Karl Wurm: Ein Beispiel für die Probleme mit dem Bezug zum öffentlichen Raum ist der Langerblock, die Sanierung eines Althauses. Der Grundgedanke war die Durchlässigkeit. Es gab offene Durchgänge, und im Hofinneren waren ein Kinder- und ein Jugendspielplatz. Die Bewohner verlangten, dass der Zugang geschlossen werden müsse, weil alle Kinder aus der Umgebung kämen und der Lärm unerträglich wäre. Schließlich wurde eine reduzierte Variante gewählt. Auch ich bedaure, dass die Erdgeschoßzonen in bestimmten Vierteln tote Zonen sind. Man kann versuchen, einiges zu verbessern, aber die Geschäftsinhaber für die vielen neuen Erdgeschoßzonen existieren nicht. In Gebieten mit hohem Migrantenanteil ist die Situation besser, weil es mehr Dienstleister gibt, aber immer noch nicht genug. In gewissen Bereichen funktioniert das, anderswo nicht. Entscheidend ist nicht die Architektur, sondern die Lage. Und man kann heute errichtete Erdgeschoßzonen durchaus später adaptieren, aber es fehlen die, die das nutzen wollen.

Bettina Götz: Bei der Diskussion wird am falschen Punkt angesetzt. Was hier ausgestellt ist, sind großteils Ausnahmen nach Paragraf 69 der Bauordnung. Das ist symptomatisch. Solange wir über Ausnahmen reden, ist es einfach, weil da eigene Gesetze gelten. Interessant wird es, wenn man von einer nutzungsneutraleren Struktur spricht, wie man Luft ins Gebäude bringen kann, damit Umstrukturierungen möglich sind. Das ist nicht ein Problem von Einzelprojekten, sondern ein generelles. Das führt bis zum Thema Widmung, denn wenn nur Raumhöhen von 2,50 Meter errichtet werden, ist eine Umwidmung in ein Büro nicht mehr möglich. Bei der Nutzungsneutralität muss man ansetzen, in der Flächenwidmung wie in der Wohnbauförderung, wo man von der Ausrichtung allein auf die Nutzfläche wegkommen muss. Die Qualitäten, die wir aus der Gründerzeit kennen, müssen in einen modernen Wohn-

und Städtebau transferiert werden – auch in den Stadterweiterungsgebieten.

Verena Mörkl: Viele Projekte in der Ausstellung haben nichts mit Wohnbauförderung zu tun. Die besten, innovativsten Projekte gehen auf Privatinitiativen zurück: der Ragnarhof, die Caritas-Hofbegrünung. Die beim Wohnbau eingeforderte Innovation wird durch Reglementierungen, Wohnbauförderung, Mietrechtsgesetz, Bauordnung beschnitten. Das beste Beispiel ist immer noch die Sargfabrik, ein Projekt, das eine enorme Ausstrahlung auf die Stadt hat.

Bettina Götz: Es muss jemanden geben, der so etwas aktiv betreibt, da greifen die Genossenschaften zu kurz. Die Sargfabrik ist eine Bauherrenschaft, keine Genossenschaft.





Verena Mörkl: Es gibt viele Nutzungen für die Erdgeschoßzonen auch außer Wohnen und Arbeiten. Gemeinschaftsräume, nutzungsneutrale Räume werden wichtig, die müsste der Wohnbauträger in der geförderten Nutzfläche unterbringen können. Man müsste das gesondert fördern oder ein Punktesystem einführen – für Projekte, die eine große Ausstrahlung auf die Stadt haben.

Franz Denk: Die Stadterneuerung ist an einem Punkt angelangt, wo die Gründerzeitstadt nicht mehr so funktionieren kann wie früher. Es findet zwar eine Verbesserung statt, aber die Struktur der Gründerzeit wird fortgeschrieben. Unter den aktuellen Rahmenbedingungen sind gute Beispiele die Ausnahme. Die Gründerzeitstadt muss sich heute grundsätzlich erneuern, und da ist die Baulücke das falsche Thema, weil die Struktur der Stadt überdacht werden muss. Soll sich die Stadt verdichten? Dann müsste sie sich anderswo entdichten. Die Gründerzeitstadt fortzusetzen, macht Wien auf die Dauer langweilig.

Jakob Dunkl: Die Erdgeschoßzonen haben viele andere Auswirkungen: Wenn man großzügige Fahrradabstellräume anbietet wie beim Klima-aktiv-Haus, statt die im hintersten Keller zu verstecken, ist das ein Anreiz, mehr Rad zu fahren. Das hat Auswirkungen auf Ökologie und Verkehr. Und dafür braucht es gute Förderungen!

Franz Denk: Es gibt bereits Verbesserungen, flexiblere Regelungen in der Bauordnung, etwa betreffend Stellplätze, Dachausbauten, Loggien, vielleicht auch bald bei Balkonen. Allerdings hat das Vor- und Nachteile, die neuen, teilweise nicht sehr hochwertigen Dachausbauten sind auch eine Folge dessen.

Karl Wurm: Es ist schon heute möglich, ein Haus zu errichten, bei dem die Parkplätze reduziert sind, wie die Bike City zeigt. Es ist interessant, solche Fragen projektspezifisch zu entscheiden und nicht ganz allgemein. Die Wohnbauförderung wird sich in diese Richtung ent-

wickeln, die geförderten Qualitäten können sich dann auch ändern. Privatinitiative wird dabei eine wichtige Rolle spielen. Und wenn man sich die Entwicklung der Althauspreise ansieht, dann werden Privatinitiativen wie die Sargfabrik immer schwieriger. Der Wohnfonds wäre offen und würde so etwas unterstützen. Aber da fehlen die Leute, die die Initiative ergreifen.

Robert Temel: Aber in Deutschland gibt es aktuell auch eine Konjunktur der Baugruppen?

Verena Mörkl: Der Grund, warum es so etwas zwar in Deutschland, aber kaum in Österreich gibt, ist der, dass die Wohnbauförderung für eine gute Grundversorgung sorgt. In Deutschland ist es ökonomischer Zwang, sich mit Gleichgesinnten zusammenzutun, um überhaupt leistbaren Wohnraum erwerben zu können. Die städt-räumliche Qualität, der Straßenraum wird hierzulande unterbewertet. Ein Problem ist, dass die Bauträger ihre Wohnungen ohnehin sofort loswerden: Also wozu das Risiko eingehen für Innovation?

Michaela Trojan: Wir haben in Wien auch strukturelle Probleme, aber in Summe, im Vergleich mit anderen Großstädten, ist die Lage sehr gut. Die Immobilien, der Grund sind jetzt teurer geworden, aber im Vergleich zu den neuen EU-Ländern günstig. Und das schlechteste geförderte Wiener Projekt ist immer noch großartig im Vergleich zum besten anderswo. Die Wohnbauförderung lässt innovative Projekte zu, aber nicht jedes Projekt kann innovativ sein. Tatsache ist, wir müssen mehr Wohnungen bauen. Und wir müssen deshalb darauf achten, dass wir den Mindeststandard nicht verlieren und dass sich die Altstadt nicht zu sehr verdichtet. Die Wohnbauförderung will zu dicht bebaute Flächen abzonieren. Wir versuchen, dass der Eigentümer einen Nutzflächenausgleich hat. Ich würde mir wünschen, dass man in Bauordnung und Widmung zwischen Altbau und Neubau unterscheiden kann. Wenn in Altbaugebieten mehr neu gebaut wird, kommt es zu keiner Auflockerung im Hofbereich. Und es gibt noch immer



Substandardwohnungen. Immer wieder werden Projekte eingereicht, wo Aufzüge zu den Dachausbauten führen, und unten bleiben die Wohnungen, wie sie sind – das sollte nicht möglich sein.

Karl Wurm: Zur Frage der Baugruppen: Auch heute sind partizipativ entwickelte Projekte möglich, und das ist auch sinnvoll – aber es kostet auch zusätzlich. Ein Gemeinschaftsraum im dicht verbauten Gebiet und eine gewisse Moderation sind unheimlich wichtig. Aber: Wir jammern auf einem sehr hohen Niveau. Und man kann die These aufstellen, dass es in den letzten Jahren zu viel um Architektur gegangen ist und zu wenig um öffentlichen Raum und die Bewohner.

Verena Mörkl: Wir jammern aber auf niedrigem Niveau, was den öffentlichen Raum betrifft. Unsere Bevölkerung hat sich verändert, da gibt es neue Nutzungsbedürfnisse. Die Stadt Wien hat da enormen Handlungsbedarf.

Michael Rosenberger: Wenn zusätzliche Mittel für Erdgeschoßnutzungen und Ähnliches zugunsten des öffentlichen Raums nötig sind, sollten das die Bewohner dieser Häuser tragen, die in sehr privilegierten Situationen wohnen und es sich, da es sich um teure Lagen handelt, durchaus leisten können.

Kurt Smetana: Die Gründerzeit hat Schwächen, aber auch Stärken. Die Stadt der kurzen Wege gibt es dort. Aber die Projekte, die gebaut werden, zerstören das wieder. Die Stadt funktioniert nur dann, wenn auch die Parzelle funktioniert. Die Durchmischung muss also auf der Parzelle stattfinden. Es wäre toll, wenn es Mischförderungen gäbe, sodass wir das wieder ermöglichen können, was uns an der Gründerzeitstadt gefällt.

Franz Denk: Wir brauchen einen verbindlichen Stadtentwicklungsplan, aus dem die Flächenwidmung gestaltet werden kann. Und über die Bauordnung könnte man die Architekturqualität steuern.

Robert Kniefacz: Ich bin der Meinung, dass eine Veränderung, die keine Verbesserung ist, eine Verschlechterung darstellt. Die geförderten Projekte in Wien haben überdurchschnittliche Qualitäten im Ansatz. Die Idee der Förderung, mit positiven Mitteln einzugreifen in den Architekturprozess, ist eine sehr gute Sache. Das Problem ist aber die Umsetzung, da verliert die Qualität oft wieder. Viel schwieriger fände ich es, ein Reglement in die Bauordnung einzuführen, wie man schlechte Architektur verhindert.

Michaela Trojan: Wir überlegen Sanktionsmöglichkeiten für Bauträger, wenn sie die Vorgaben nicht einhalten. Freiraum ist ein Thema, das wir den Bauträgern immer mehr nahelegen. Wir wünschen uns mehr Hofzusammenlegungen, aber das Abgrenzungsbedürfnis ist sehr hoch.

Andreas Groll: Man sollte bezogen auf ein größeres Gebiet nachdenken, was will und was braucht die Stadt, eine Art Gebietsleitlinien. Man könnte dem Bauherrn der einzelnen Parzelle sagen, was der übergeordnete Wunsch der Stadtplanung in einem Gebiet ist, damit nicht jeder Planer auf einer Parzelle alles nach eigenem Gutdünken gestaltet.

TeilnehmerInnen

Franz Denk, Wolke 7

Jakob Dunkl, Querkraft Architekten

Bettina Götz, Artec Architekten

Andreas Groll, sigs Architektur

Robert Kniefacz, Magistratsabteilung 19 – Architektur und Stadtgestaltung

Verena Mörkl, Gebietsbetreuung Stadterneuerung 16

Kurt Smetana, Gebietsbetreuung Stadterneuerung 16

Michaela Trojan, Geschäftsführerin Wohnfonds Wien

Karl Wurm, Obmann Österreichischer Verband gemeinnütziger Bauvereinigungen

Diskussionsrunde 2: Der gründerzeitliche Wiener Baublock – Funktionen und Alternativen

Robert Temel: Diesmal widmen wir uns dem größeren Maßstab, sodass heute eher die Stadtpolitik, die Stadtplanung angesprochen sein werden: Gibt es nicht nur eine Verantwortung der Bauträger und Architekten dafür, dass so wenige Projekte positiv aufs Umfeld ausstrahlen, sondern gibt es auch gesetzliche, planerische, ökonomische Rahmenbedingungen, die mit schuld daran sind?

Erich Raith: Als Stadtmorphologe sehe ich die gründerzeitliche Stadt nicht als Ensemble von Einzelobjekten, sondern als ein Regelwerk: der Blockraster, die Haustypen, die Typen an Freiräumen, es ist etwas sehr Einfaches, sogar Banales. Ich möchte diese Stadt nicht idealisieren. Aber man muss ehrlich mit ihren Stärken und Schwächen umgehen.

Vieles, das man zuerst als Verbesserung am Einzelobjekt erlebt, muss bezogen auf die Stadt als Verschlechterung verstanden werden. Wenn eine Zinskaserne weggerissen und durch einen geförderten Wohnbau ersetzt wird, dann gibt es zwar bessere Wohnungen – trotzdem gehen wesentliche Qualitäten verloren. Ein geförderter Wohnbau hat oft ein Erdgeschoß, das 2,30 Meter hoch ist, das reicht für Garageneinfahrt, Müllraum und Kinderwagen- und Fahrradabstellraum. Dann ist auf alle Zeit sichergestellt, dass in dem Erdgeschoß niemals ein Aufenthaltsraum sein wird mit allen Konsequenzen für den öffentlichen Raum. Wenn sich über diesem Erdgeschoß dann 2,50 Meter hohe Geschoße stapeln, dann wird damit eine Schwäche des gründerzeitlichen Stadtsystems, die Dichte, nicht verbessert, sondern noch verschärft.

Die Frage stellt sich daher grundsätzlich. Wie muss die Baupraxis in diesem Stadtsystem aussehen, sodass die Stärken nicht verloren gehen und die Schwächen möglichst reduziert werden. Die Antwort ist, dass man

statt Wohnbau Städtebau betreibt, das bedeutet Stadthäuser, die nutzungsneutral angelegt sind. Damit werden Voraussetzungen geschaffen für Selbstorganisations- und Aneignungsprozesse.

Rudolf Schicker: In den letzten vierzig Jahren hat in den gründerzeitlichen Teilen dieser Stadt ein unglaublicher Upgrading-Prozess stattgefunden. Bei Beginn der sanften Stadterneuerung hatten wir 360.000 Substandardwohnungen, jetzt sind es unter 50.000. Das ist ein Veränderungsprozess innerhalb der Gebäudestrukturen.





Was offensichtlich nicht gelingt, obwohl in der Sockelsanierung eine Verquickung mit den Widmungen geschaffen ist, ist die Entkernung: Wenn man eine innere Baufuchtlinie festlegt, sind die dahinter befindlichen Bestandsbauten auf ewig einzementiert. Wir müssen zu einer nicht nur architektonischen, sondern gesellschaftspolitischen Betrachtungsweise kommen. Wenn das Ziel ist, Grünraum auch auf privatem Grund für die Wohnbevölkerung zur Verfügung zu haben, dann muss die Lösung anders aussehen, als wenn man davon ausgeht, die Bewohner sind die Dichte der Stadt gewohnt und nutzen auch etwas entfernter liegende Freiräume. Mit der sanften Stadterneuerung haben wir uns eher dem Letzteren zugewandt. Die innere Erneuerung der Gebäude ist gut gelungen, aber um den Preis, dass die Dichte bestehen bleibt. Heute geht es darum, wo der öffentliche Raum zur Verfügung gestellt werden kann. Das wurde bisher mit untauglichen Mitteln probiert, indem man ganze Blöcke als Park gewidmet hat und sicher sein konnte, dass das die am besten sanierten Teile des Stadtteils werden.

Kurt Smetana: Das mit der Verbesserung des Substandardanteils stimmt. Trotzdem leben wir hier in einem Viertel, wo der Anteil der Substandardwohnungen noch immer über 40 Prozent liegt. Es stellt sich weiterhin die Frage, was macht man mit der Substandardstruktur?

Das Zweite ist die Qualität der gründerzeitlichen Strukturen: Was immer verlangt wird, nämlich die Stadt der kurzen Wege, ist hier gegeben. Aber im Falle Abbruch und Neubau oder bei Sanierungen geht diese gewünschte Mischnutzung verloren. Der dritte Punkt ist die Frage der Dichte. Hier gibt es Geschoßflächendichten von 3,0, das ist sehr hoch, aber es gibt Beispiele, die hervorragend sind, und es gibt furchtbare Beispiele. Und schließlich der öffentliche Raum: Der bedarf einer qualitativen Auseinandersetzung, vielleicht muss das nicht mehr im Erdgeschoß sein, man muss sich fragen, wo man Freiräume überall schaffen kann. Es gibt hier extrem wenig öffentlichen Grünraum, er liegt bei 0,43 Quadratmeter pro Einwohner. Dieses Problem kann nur kleinräumig gelöst werden, nicht mit einer großen Gestik des Abbruchs.

Verena Mörkl: Wir haben ja für die Ausstellung gesucht, wo aus dem Kleinen heraus etwas Größeres verbessert wurde. Wir haben kein befriedigendes Beispiel gefunden, auch weil genau das Gegenteil dessen zutrifft, was Kurt Smetana sagt: Es handelt sich um ein städtebauliches Problem, nicht um ein Problem der Baulücke. Wenn man sich andere Städte ansieht: Die können in alten Strukturen radikale städtebauliche Maßnahmen setzen. In Wien ist das nicht möglich. Die Gründerzeit, die wir so gut finden, wäre mit heutigen Bauvorschriften nicht mehr möglich. Die Dichte, die man bei der Gründerzeit akzeptabel findet, die kann man im Neubau gar nicht in der Qualität bauen. Dass es keinen wohnungsbezogenen Freiraum gibt, das ist ein zentrales Thema.

Horst Berger: Man könnte Wohnbau- durch Städtebauförderung ersetzen, dann gibt es neue Ziele – nach wie vor geht es um Wohnraum, aber nicht nur, man könnte auch von Stadtstrukturen, öffentlichem Raum sprechen. Man müsste Ziele formulieren: Was ist eine gute Stadt in der Veränderbarkeit durch die Zeit. Weiters: Der Paragraph 69 ist ein Problem – man könnte ihn entschärfen durch einen Satz: Durch die

Anpassung darf die Wohnnutzfläche gegenüber den Bebauungsvorschriften nicht erhöht werden – aber die Kubatur schon.

Lilli Lička: Der öffentliche Raum besteht nicht nur aus Parks, sondern setzt sich aus ganz vielen verschiedenen Räumen zusammen, und die Frage in einer Stadtstruktur ist, welche öffentlichen Freiräume Ergänzungen zum privaten Freiraum darstellen. Das hängt stark mit der Dichte zusammen, je dichter, desto dichter genützt ist der öffentliche Raum, desto weniger parkartig wird er sein können. Eine Kompensation des fehlenden öffentlichen Grünraums durch privates Grün ist nur bedingt möglich. Es ist die Grundlage, dass Freiräume leicht erreichbar sind, dass sie verschiedenste Funktionen erfüllen. Die Ausstellung wirkt ein wenig so, als würde man die Verbesserung auf die privaten Baugrundstücke abwälzen, man entzieht sich der Verantwortung, öffentlichen Freiraum herzustellen. Eine Verbesserungsmöglichkeit wäre es, der privaten Ausnützbarkeit von gründerzeitlichen Baugrundstücken eine Kompensation für den öffentlichen Raum abzuverlangen.

Klaus Vatter: Es hat sich gezeigt, dass viele Planungsabsichten in der Realität keine Wirkung haben und heute noch immer eine stark gründerzeitliche Situation besteht. 1910 hatte der Durchschnittswiener 7 Quadratmeter Wohnfläche, heute hat er 42, da haben sechsmal so viele Leute gewohnt wie heute. Es ist klar, was das bedeutet bezüglich Stadt der kurzen Wege, Geschäftsstraßen, Freiraum. Flächensanierung würde heißen, ein Viertel über 20 Jahre herunterzufahren, um dann etwas anderes tun zu können. Das wäre schwer durchzusetzen. Selbst wenn Objekte alt werden und sich die Abbruchrate erhöhen wird, wird man die Parzellenstruktur nicht so leicht ändern können. Die Eigentumsverhältnisse sind hier ein Handicap.

Rüdiger Lainer: Es gibt nicht nur öffentlich und privat, gerade die Gründerzeit hätte Chancen durch einen

subversiven, parasitären Bereich, der nicht allgemein zugänglich ist, sondern blockbezogen eine andere Form von Öffentlichkeit bietet. Es gab einmal das Projekt Planquadrat, das war ein Versuch, wie man das Innen der Blöcke nutzbar machen kann in einer begrenzten Öffentlichkeit. Das ist ein interessanter Ansatz, aber das hieße, einen Eingriff in die strukturierten Blöcke zu machen. Die Qualität der Gründerzeit ist ihre Neutralität, der Grundtypus des Hauses mit tragender Außenwand und Mittelwand ist höchst flexibel, da sind Praxis, Wohngemeinschaft, Kindergarten, kleine und große Wohnungen, Zusammenlegungen möglich. Wir können gerade für Neubauten von der Gründerzeit lernen im Sinne flexibler Strukturen. Wir sollten ein paar Bedingungen schaffen, zum Beispiel dass widmungsmäßig die Erdgeschoßzonen mit 3,50 oder 4 Meter festgelegt sind. Dann die Bonuskubatur, sodass man im Erdgeschoß Entwicklungsflächen hat. Eine Stadt wird wesentlich bestimmt von der Entwicklung ihrer Erdgeschoßzonen, das ist das, was ich sehe. Ob die Fassade schön ist, ist nicht so wesentlich. Die Erdgeschoßzone kann man verwenden, um eine Verbindung zwischen Außen und Innen zu erzeugen. So könnte mit relativ geringem Aufwand eine kompensatorische Qualitätsverbesserung entstehen. Es müsste



ein radikales Qualitätsverbesserungskonzept geben: Wenn ich individuellen Freiraum schaffe, dann kann er nicht nur 1,50, sondern 3 Meter auskragen. Eine kleine Maßnahme, die eine Fülle von Balkonen, Terrassen, Begrünungen in den Hinterhöfen stimulieren würde.

Franz Kobermaier: Wenn es um den öffentlichen Raum geht, versuche ich mir vorzustellen, wie das Leben damals funktioniert hat. Kinder spielten in diesen Straßen. Da war sehr viel los, aber es gab eines nicht: Pkws. Es hat zwar eine massive Reduktion der Bevölkerungszahl gegeben, aber der öffentliche Raum ist nicht nutzbarer geworden, weil mittlerweile fast jeder ein Auto hat. Die Parkraumbewirtschaftung ist wahrscheinlich zu wenig, weil es zu viele Autos gibt. Es gibt bei uns seit fünf Jahren die Neuinterpretation des öffentlichen Raums, wo wir versuchen, Potenziale zu finden, Defizite aufzuzeigen, mit den Bezirken Verbesserungen zu schaffen. Einen großen Wurf sehe ich derzeit nicht, da bin ich erschlagen von den vielen Autos, von der Aufteilung der Straßenräume, wo es wenige Versuche in den 1980er-Jahren gab mit Wohnstraßen, Rückbauten oder besser nutzbaren Straßen. Die Volksgaragen-Idee ist ein guter Ansatz, aber für diese Masse nicht die Lösung. Es geht nur mit kleinen Interventionen, das verändert die Struktur, die ja vom Grundsatz her funktioniert. Aber beim Freiraum sind wir derzeit massiv belastet durch den Nutzungsdruck.

Peter Mlczoch: Aus der Erfahrung des zweiten Bezirks möchte ich sagen, dass alle neu geschaffenen öffentlichen Räume übergenutzt sind. Der öffentliche Raum braucht die Intervention der Stadt. Und zur baulichen Dichte: In den extrem dichten Vierteln gibt es für die geförderte Sanierung überhaupt keinen Anreiz, weil es den Kubaturausgleich nicht gibt. Beispiele von Teilabbrüchen kann man an einer Hand abzählen. Ich plädiere dafür, dass die Stadt oder die gemeinnützigen Bauträger Parzellen kaufen und dann eine echte Entkernung zumindest in einem Block, bei einem Gebäude durchführen können.

Verena Mörkl: Man sollte die Verantwortung nicht abschieben, denn letztendlich muss der gemeinnützige Bauträger die Grundstückskosten in den Baukosten unterbringen. Er braucht die Nutzfläche, sonst kann er sich das Grundstück nicht leisten, und er muss mit den Fördermitteln auskommen. Und da ist es utopisch, wenn ich 3,4 Meter hohe Geschoße machen will, weil ich die Nutzfläche nicht erreiche. Es rechnet sich nicht und er kriegt keine Wohnbauförderung.

Franz Denk: Ich sehe die Gründerzeit in starker Konkurrenz zum Speckgürtel. Das Wohnen am Stadtrand ist der Anspruch an die Stadt, ob sie es will oder nicht. Wien ist eine der dichtesten Städte in Mitteleuropa. Die Straßenräume sind eng, deshalb ist es umso wichtiger, in den Höfen Belichtung und Freiräume zu bieten. Man muss den Mut zum Experiment haben – ein paar Baulücken verwenden, um grundsätzlich neue Wege zu gehen. Und es ist zu hinterfragen, ob man im Wohnungsbau die Individualverkehrsorientierung weiter betreibt.

Hanns Tietze: Beim Nutzflächenausgleich ist das Problem, dass im Bebauungsplan generell die zulässige Bebauungsdichte deutlich niedriger ist als die vorhandene. Würde man das Modell ernsthaft annehmen wollen, müsste man sich überlegen, wie man die Differenz zwischen dem rechtlich Zulässigen und dem Vorhandenen umgeht. Man muss Wege finden, für den Eigentümer Nutzflächen zu kompensieren.

Rudolf Schicker: Ich halte den Verlust des öffentlichen Raums für eines der gravierendsten Probleme. Ich habe daher kein Verständnis für das Ablehnen von Wohnsammelgaragen. Die Rückgewinnung des öffentlichen Raums muss weiter gehen, als nur an der Gehsteigkante das Auto wegzudrängen. Das bedeutet eine Gestaltungsoffensive.

Wenn wir in einer Zone im 16. oder 17. Bezirk eine Eigentümergemeinschaft hätten, dann könnten wir das gleiche wie im Kabelwerk machen. Bonuskubaturen



können wir aber in der Gründerzeitstadt nicht umsetzen. Da gibt es eine zersplitterte Eigentümerstruktur, Kleinstparzellen, Straßenräume dazwischen. Die Zielsetzung müsste daher sein, Grundstückseigentümer in eine Gesellschaftsstruktur zu bringen. Aber selbst wenn man diese gemeinschaftliche Eigentümerstruktur in einem Block hätte, wohnen dort Mieter. Man müsste Umsiedlungen berücksichtigen. Das heißt, die Erhaltung der Substanz mit allen ihren Nachteilen ist mittelfristig das, was man schaffen kann. Wenn es uns gelänge, Innenhofgrenzen aufzumachen und zumindest für die Bewohner des Blocks gemeinsam nutzbar zu machen, so wie es im Planquadrat war, dann wäre das fantastisch und können wir das unterstützen. Etwas wie Städtebauförderung ist eher sinnvoll, wenn man Eigentümer eines Blocks dafür belohnt, dass sie etwas gemeinsam tun.

Erich Raith: Im Vorfeld des STEP 05 machten wir einen Vorschlag für ein neues Instrumentarium. Das hieß ähnlich wie Städtebauförderung und lief darauf hinaus, die Bauordnung auf zehn Seiten mit den zehn Geboten zu reduzieren. Und dann gibt es mehrere Regelebenen, von Stufe zu Stufe wird es immer elastischer, immer lernfähiger. Auf jeder Ebene steht, mit welchem Verfahren die Instrumente auf der nächstfolgenden Ebene zu definieren sind. Auf einer unteren Ebene hätte es etwas gegeben wie einen Flächenwidmungsplan, wo aber das Stadtgebiet nicht unterschieden wird in funktionelle Widmungen, sondern wo unterschiedliche Regelwerke und Förderszenarien entsprechend den Eigenschaften des Stadtsystems definiert werden. Es ist offensichtlich, dass eine große Wohnungsanlage am Stadtrand andere Stärken und Schwächen hat als

die gründerzeitliche Stadt. Trotzdem gilt die Wohnbauförderung für alles gleich. Aber es gibt Stadtsysteme, wo die Maximierung der Wohnnutzfläche mehr Sinn macht als woanders. Die Idee war eine räumliche Differenzierung der Regeldichten. Auf den Aspekt der Mischung kann man sinnvoll reagieren, wenn man Mischung als etwas Prozesshaftes betreibt. Dass es in einer Stadt Dinge gibt, die sich mischen, und die sich dann, wenn es Konflikte gibt, wieder entmischen. Dafür braucht es Voraussetzungen mit einem geringen Grad an räumlicher und gestalterischer Spezialisierung. Wenn man dieses Instrumentarium für die gründerzeitliche Stadt formuliert und etwa sagt, es gibt aufgrund des ortsbezogenen Instrumentariums die Notwendigkeit, ein hohes Erdgeschoß herzustellen, nutzungsneutrale höhere Geschoße zu machen, dann wird auch die Diskussion Alt-Neu entschärft, weil dann macht es für den Investor nicht mehr viel Sinn, dass Alte wegzureißen. Ich glaube, dass die Zukunft der gründerzeitlichen Stadt in einem permanenten, evolutionären Transformationsprozess liegt, aber flächendeckend.

TeilnehmerInnen

Robert Kniefacz, Magistratsabteilung 19 – Architektur und Stadtgestaltung

Franz Kobermaier, Leiter der MA 19 – Architektur und Stadtgestaltung

Rüdiger Lainer, Architekt, Vorsitzender des Fachbeirats für Stadtplanung und Stadtgestaltung

Lilli Lička, Professorin am Institut für Landschaftsarchitektur an der Universität für Bodenkultur Wien

Verena Mörkl, Gebietsbetreuung Stadterneuerung 16

Erich Raith, Städtebauprofessor an der Technischen Universität Wien

Rudi Schicker, Stadtrat für Stadtentwicklung und Verkehr

Kurt Smetana, Gebietsbetreuung Stadterneuerung 16

Klaus Vatter, Leiter der MA 21A – Stadtteilplanung und Flächennutzung Innen-West

Johannes Zeininger, Architekt, Vertreter der IG Architektur

Neue Qualitäten in der Gründerzeitstadt

Ergebnisse der beiden Diskussionsrunden

Im Folgenden sind die zentralen Themen der beiden Diskussionsrunden kurz zusammengefasst – es hat sich gezeigt, dass noch etliche offene Fragen bestehen, die sich am Ende dieses Textes finden.

Ausgangspunkt der Diskussionen im Rahmen der Ausstellung „Reinsetzen“ war das Stadtsystem der Gründerzeit und der dort existierende historische Bestand mit seinen Stärken und Schwächen: Positiv ist dort Flexibilität, Nutzungsmischung, Robustheit, das Einlösen des Anspruchs einer Stadt der kurzen Wege. Als negativ muss man die minimale Ausstattung mit Frei- und Grünraum, sowohl öffentlich als auch wohnungsbezogen, und die sehr hohe Dichte bezeichnen. Während die Sanierungspraxis der letzten Jahrzehnte sehr erfolgreich darin war, Wohnungsstandards an heutige Ansprüche anzupassen, hatte dieselbe Praxis aus einer Stadtraumperspektive oft eher negative Folgen: Die Erdgeschoßzonen von Neubauten stellen meist keinen Bezug zum öffentlichen Raum mehr her, sondern isolieren die Gebäude vom Straßenraum – die gleiche Wirkung hat auch die massive Entmischung der Nutzungen durch die Wohnbauförderungspraxis. Sowohl beim wohnungsbezogenen Freiraum als auch beim öffentlichen Raum gibt es kaum Verbesserungen. Der massive motorisierte Individualverkehr verhindert sogar in den wenigen Freiräumen, die in der Gründerzeitstadt existieren, eine sinnvolle Nutzung.

Ein in der Diskussion verwendetes Argument war der Einwand, man würde hinsichtlich Wohnbau und Stadtentwicklung in Wien „auf hohem Niveau jammern“, weil die Situation im Vergleich mit anderen Städten sehr gut wäre. Trotzdem wurde von allen bestätigt, dass weitere Verbesserungen prinzipiell möglich sind. Allerdings

gelte dieses „hohe Niveau“ nicht für den **öffentlichen Freiraum** in den Gründerzeitvierteln – davon gibt es, damals wie heute, unverändert viel zu wenig. Nicht nur, aber gerade auch für MigrantInnen mit geringem Einkommen und oft sehr kleinen Wohnungen ist die intensive Nutzung des öffentlichen Freiraums eine Notwendigkeit. Heute geht es somit darum, wo überall zusätzlicher öffentlicher Freiraum zur Verfügung gestellt werden kann und welche Nutzungsangebote gemacht werden. Thema ist nicht allein das Grün im Sinne von Parks, sondern es sind auch durchaus andere, gut nutzbare Typologien sinnvoll. Dieser Freiraum soll nicht nur für verschiedene Nutzungsweisen zur Verfügung stehen, sondern auch leicht erreichbar sein. Dabei muss es sich möglicherweise nicht immer nur um Parks, Plätze und Straßenräume auf Erdgeschoßniveau handeln. Um die nötigen Investitionen in den öffentlichen Freiraum finanzieren zu können, wäre es denkbar, für die hohe Ausnutzung der gründerzeitlichen Parzellen eine entsprechende Kompensation zu verlangen, die in die Ausweitung des öffentlichen Freiraums fließt.

Ein wichtiges Potenzial der Gründerzeitstadt ist der **halböffentliche Freiraum** – das sind vorrangig Hofflächen, die zumindest von den BewohnerInnen der direkt umliegenden Gebäude genützt werden können. Größere, halböffentliche Parks in Höfen können durch die Zusammenlegung von Freiräumen auf Einzelparzellen entstehen – dem stehen aber die Eigentumsverhältnisse, das weitverbreitete Abgrenzungsbedürfnis und die manchmal extrem dichte Hofbebauung entgegen. Das Planquadrat in Wien-Margareten ist eines der wenigen großen, erfolgreichen Beispiele dafür. Eingriffe in diese Verhältnisse wären sinnvoll, aber schwierig umzusetzen. Eine Nutzung dieser Flächen erfordert außerdem zusätzlichen Betreuungs- und Vermittlungsaufwand, weil in Wien nach wie vor häufig absolute Ruhe oberste Priorität hat. Darüber hinausgehend können diese Räume auf subversive, parasitäre Art genützt

* Robert Temel ist Architekturforscher und Journalist



werden, was ja auch laufend geschieht – eine halbwegs gerechte, gleichmäßige Versorgung kann aber so sicher nicht hergestellt werden. Und schließlich bleibt die Möglichkeit, auch im Rahmen der Einzelparzelle Höfe für den privaten Freiraum der BewohnerInnen, insbesondere von Familien, nutzbar zu machen.

Der dritte Bereich der Freiraumfrage ist der des **wohnungsbezogenen Freiraums**, also der direkt zu einer Wohnung gehörigen Balkons, Loggien, Terrassen und Gärten. Gerade für die jungen Familien, die aktuell ProtagonistInnen der Stadtfucht sind, gibt es diesbezüglich zu wenig Angebote in der Kernstadt. Dafür sollten neue Konzepte entwickelt werden: Große Balkons und Terrassen auch zur Verkehrsfläche, die Begrünung von Hinterhöfen etc. Klar ist allerdings, dass privates Grün den fehlenden öffentlichen Grünraum nicht ersetzen kann – ersteres kann nur eine Ergänzung zum öffentlichen Freiraum sein.

Entscheidenden Einfluss auf die Freiraumfrage übt die **Verkehrsplanung** aus. Doch nicht nur diese, sondern auch die Wohnbauförderung steht für Individualverkehrsorientierung. Eine Rückgewinnung des öffentlichen Raums steht an, in verkehrsplanerischer, fördertechischer und gestalterischer Hinsicht. Dazu gehört auch die Privilegierung nachhaltiger Verkehrsmittel, etwa von Fahrrädern, auf den Verkehrsflächen ebenso wie im Wohnbau. Ein mögliches Instrument für Veränderung hinsichtlich der Wohnbauförderung für Garagenstellplätze wäre das Stellplatzregulativ, das bereits jetzt – wenn auch nur ausnahmsweise – eine Verringerung der durch die Stellplatzverpflichtung vorgeschriebenen Parkplatzzahl zulässt.

Ein zentrales Problem bei Neubau und Sanierung in der Gründerzeitstadt ist die Schnittstelle zwischen öffentlichem Raum und Einzelgebäude, nämlich die **Erdgeschoßzone**. Weil dort vor allem Garageneinfahrten und sonstige Nebenräume geplant werden und die Strukturen (Raumhöhen, Transparenzen) eine hochwertigere Nutzung auch nachträglich kaum zulassen,

schotten sich sanierte wie neu errichtete Häuser vom Freiraum ab, es gibt kaum Angebote, die auf die PassantInnen bezogen sind: kein Durchblick zum Hof, keine Gemeinschaftsräume, keine Lokale, Geschäfte oder Büros. Während einerseits eingewendet wird, dass es zu wenig NutzerInnen für diese Flächen gäbe, wird andererseits moniert, es müsse zumindest so gebaut werden, dass spätere Umnutzungen bei Bedarf noch möglich sind – das Erdgeschoß sollte als langfristige Entwicklungsfläche gesehen werden. Das bedeutet größere Raumhöhen (3,50 bis 4 Meter) und nutzungsneutrale Räume, was am besten in der Widmung festgelegt werden sollte. Ein möglicher Ansatz dafür ist das Prinzip Bonuskubatur, das beim Projekt Kabelwerk mit Erfolg angewandt wurde: Über die vorgesehene Kubatur hinaus kann zusätzlich Raum geschaffen werden, wenn dieser Gemeinschaftsflächen zugutekommt. Derartige auf die Öffentlichkeit bezogene Erdgeschoßnutzungen tragen auch zu einer Qualitätsverbesserung im öffentlichen Raum selbst bei.

Ein wichtiges Prinzip der gründerzeitlichen Stadt ist die **Nutzungsmischung**: Wohnen, Arbeiten, Freizeit, Verkehr sind nicht im Stadtraum getrennt, sondern hier räumlich verbunden. Das bedeutet nicht nur ein Nebeneinander von Wohn-, Büro- und Geschäftsgebäuden. Am besten funktioniert die Mischung dann, wenn sie auch auf der einzelnen Parzelle gelingt, also im selben Gebäude gewohnt, gearbeitet und Freizeit verbracht wird. In der heutigen Zeit, in der nicht mehr Handwerk und Leichtindustrie im Hinterhof der Normalfall sind, sondern neue, wohnverträglichere Formen des Gewerbes existieren, kann eine solche Mischung ohne gravierende Probleme erreicht werden. Dafür ist einerseits räumliche **Flexibilität** Voraussetzung, das heißt die Räume müssen aufgrund ihrer Höhe, Neutralität und Ausstattung verschiedene Nutzungen zulassen. Und andererseits ist eine Anpassung der Wohnbauförderung ebenso wie der Wirtschaftsförderung nötig, da derzeit eine solche Mischung bei geförderten Wohnbauten nur in geringem Ausmaß



ohne Einbußen möglich ist – Mischförderungen wären nötig. Die Neutralität fördert nicht nur die aktuelle Mischung, sondern auch zukünftige Aneignung und Umnutzung. Und sie ist – ebenso wie die Anpassung der Förderung – Voraussetzung für die Einrichtung von Gemeinschaftsräumen, die zunehmend wichtiger werden, um Platz für soziale Interaktion zu haben.

Wie ein Diskussionsteilnehmer es formulierte: Die besten, innovativsten Projekte gehen auf **Privatinitiativen** zurück. Dazu zählen auch **Partizipationsprojekte**, die nicht nur zu höherer Wohnzufriedenheit unter den TeilnehmerInnen führen, sondern meist auch positive Effekte auf den umgebenden Stadtraum haben. Förderung und Politik sollten ein besonderes Augenmerk auf diese Art der Projektentwicklung legen.

Obwohl die Gründerzeitstadt bereits jetzt **extrem dicht** ist und die Stadtplanung ebenso wie die Wohnbauförderung prinzipiell eine Entdichtung anstreben, wird durch Neubau und Sanierung faktisch noch weiter verdichtet. Im Neubaufall steigt die Geschößzahl wegen der niedrigeren Geschößhöhen, und die zulässige Bauhöhe wird bis zum Letzten ausgereizt. Und bei der Sanierung werden kaum jemals zu dichte Hoftrakte reduziert, stattdessen wird mittels Dachausbauten die Nutzfläche weiter erhöht. Auch wenn Dichte nicht prinzipiell abzulehnen ist, sondern es immer auf die konkrete Situation ankommt, existieren in Wien sehr viele Hofsituationen mit unzumutbare Belichtungs- und Belüftungssituationen. Andererseits müssen den EigentümerInnen Anreize geboten werden, um ihre Häuser in gutem Zustand zu erhalten. Sinnvolle Voraussetzung für eine Situationsverbesserung wäre es, in Bauordnung und Widmung zwischen Altbau und Neubau unterscheiden zu können – und zumindest bei Um- und Zubauten immer den gesamten Bestand am Grundstück zu berücksichtigen. Weiters sollte die Stadt einzelne Parzellen kaufen, um zumindest in bestimmten Gebieten eine echte Entkernung durchzuführen. Die **Wohnbauförderung** ist eine wichtige Vorausset-

zung dafür, überhaupt lenkend in die Entwicklung der Gründerzeitstadt eingreifen zu können. Es sollten allerdings Adaptionen an den Förderbedingungen vorgenommen werden, um Verbesserungen zu erreichen. So ist die alleinige Ausrichtung der Förderung auf möglichst viel Wohnnutzfläche historisch verständlich, aber bezogen auf den Stadtraum kontraproduktiv und sollte geändert werden. Allerdings führt eine solche Ausweitung der Förderung auch zu neuen schwierigen Fragen: Welche Nutzungen, welche Förderungen sind im öffentlichen Interesse? Beim Wohnbau darf nicht auf das Umfeld des Gebäudes vergessen werden, weil dieses die Wohnqualität entscheidend beeinflusst.

Schließlich bleibt die Ebene der Flächenwidmungs- und Bebauungsplanung. Diesbezüglich wäre es sinnvoll, **gebietsdifferenzierte Regulative** einzuführen. Für stadträumliche Bereiche sollten Linien festgelegt werden, die definieren, was für das Gebiet angestrebt wird, wo Mängel und Potenziale bestehen und welche Maßnahmen sinnvoll sind, sowohl von Seiten privater AkteurInnen als auch von der öffentlichen Hand. Das kann sich etwa auf Freiraumqualitäten, Erdgeschoßnutzungen, aber auch viele andere Aspekte beziehen. So kann auch in manchen Arealen eine Maximierung der Wohnfläche sinnvoller sein als anderswo.

Etliche DiskussionsteilnehmerInnen waren der Meinung, dass die **Gründerzeitstadt** wichtige Qualitäten, aber auch gravierende Nachteile hat. Die Qualitäten, die wir aus der Gründerzeit kennen, müssten in einen modernen Wohn- und Städtebau transferiert – und die Nachteile durch denselben kompensiert werden. Im Gegensatz dazu wurde aber auch die Ansicht geäußert, dass die Gründerzeitstadt sich heute grundsätzlich erneuern müsse. Die Stadt müsse insgesamt verdichten. Grundsätzlich sind für die Stadterweiterung die gleichen Ziele anzustreben wie für die Stadterneuerung: Nutzungsmischung, Flexibilität, Freiraumgestaltung, innovative Verkehrsplanung sind ebenso wichtig in Neubaugebieten fern der Gründerzeit.



Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Verbesserungen in der gründerzeitlichen Stadt vor allem durch neue **Anreizsysteme** erreicht werden könnten: Was muss man tun, um herausragende, auf die Stadt ausstrahlende Projekte hervorzurufen, die sich nicht nur um sich selbst, sondern auch um die Stadt darüber hinausgehend kümmern? Das könnten einerseits auf Seiten der BauträgerInnen und der EigentümerInnen bestimmte Förderungsformen (Beispiel Bonuskubatur, Mischförderung) sein. Und es könnten andererseits Anreize für die Bevölkerung, für die aktuellen und zukünftigen BewohnerInnen sein, sich zu engagieren und zu beteiligen.

Ausgehend von diesen Resultaten ergibt sich eine Reihe von offenen Fragen:

Wie kann im Kontext der Wiener Gründerzeitstadt mehr öffentlicher und halböffentlicher Freiraum geschaffen werden?

Wie kann mehr wohnungsbezogener Freiraum geboten werden?

Wie lässt sich der vorhandene öffentliche Freiraum für FußgängerInnen und andere Nutzungen zurückgewinnen?

Welche Potenziale für eine Verknüpfung zwischen öffentlichem Raum und Einzelwohnhaus gibt es, beispielsweise in den Erdgeschoßzonen?

Wie kann im Rahmen der Wohnbauförderung erreicht werden, dass städtische Wohnhäuser Nutzungsmischung, Flexibilität und Bezug zum öffentlichen Raum bieten?

Wie kann Partizipation in Architektur und Stadtentwicklung unterstützt werden?

Was kann man tun, um eine Dichtereduktion dort zu erreichen, wo unzulängliche Wohnsituationen bestehen?

Mit welchen Instrumenten könnte die Stadtplanung besser auf die spezifischen Bedingungen einzelner Stadtteile eingehen?

Welche Anreize für EigentümerInnen, BauträgerInnen und BewohnerInnen sind sinnvoll und möglich?

Der beste Weg zu Projekten, die sich positiv auf den Stadtraum auswirken, ist Privatinitiative – wie kann die gefördert werden?

Werkstattbericht

anlässlich der gleichnamigen
Ausstellung im Ragnarhof
12. März bis 7. April 2008

Ausstellungskonzeption und inhaltliche Bearbeitung

Robert Kniefacz (MA 19)
Kurt Smetana (GBstern 16)

Ausstellungsgestaltung und grafisches Konzept

Atelier UNTERKIRCHER JANKOSCHEK

Wien, September 2008



Impressum

Eigentümer und Herausgeber

Magistratsabteilung 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung
Referat Öffentlichkeitsarbeit und Wissensmanagement
1082 Wien, Rathausstraße 14–16, 2. Stock
www.stadtentwicklung.wien.at

Inhalt und Konzept

Robert Kniefacz (MA 19)
Kurt Smetana (GBstern 16)

Mit Textbeiträgen von:

Erich Raith, Robert Temel, Lilli Lička

Grafische Gestaltung

Atelier UNTERKIRCHER JANKOSCHEK

Technische Koordination

Willibald Böck (MA 18)

Lektorat

Ernst Böck

Produktion

MA 21A – Referat Reprographie

© MA 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung, Wien 2008

ISBN 978-3-902576-13-2